

7. Sekundärliteratur

Das Institutum Judaicum in seiner Blütezeit 1728-1760.

Roi, Johannes F. A. de le

Karlsruhe [u.a.], 1884

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

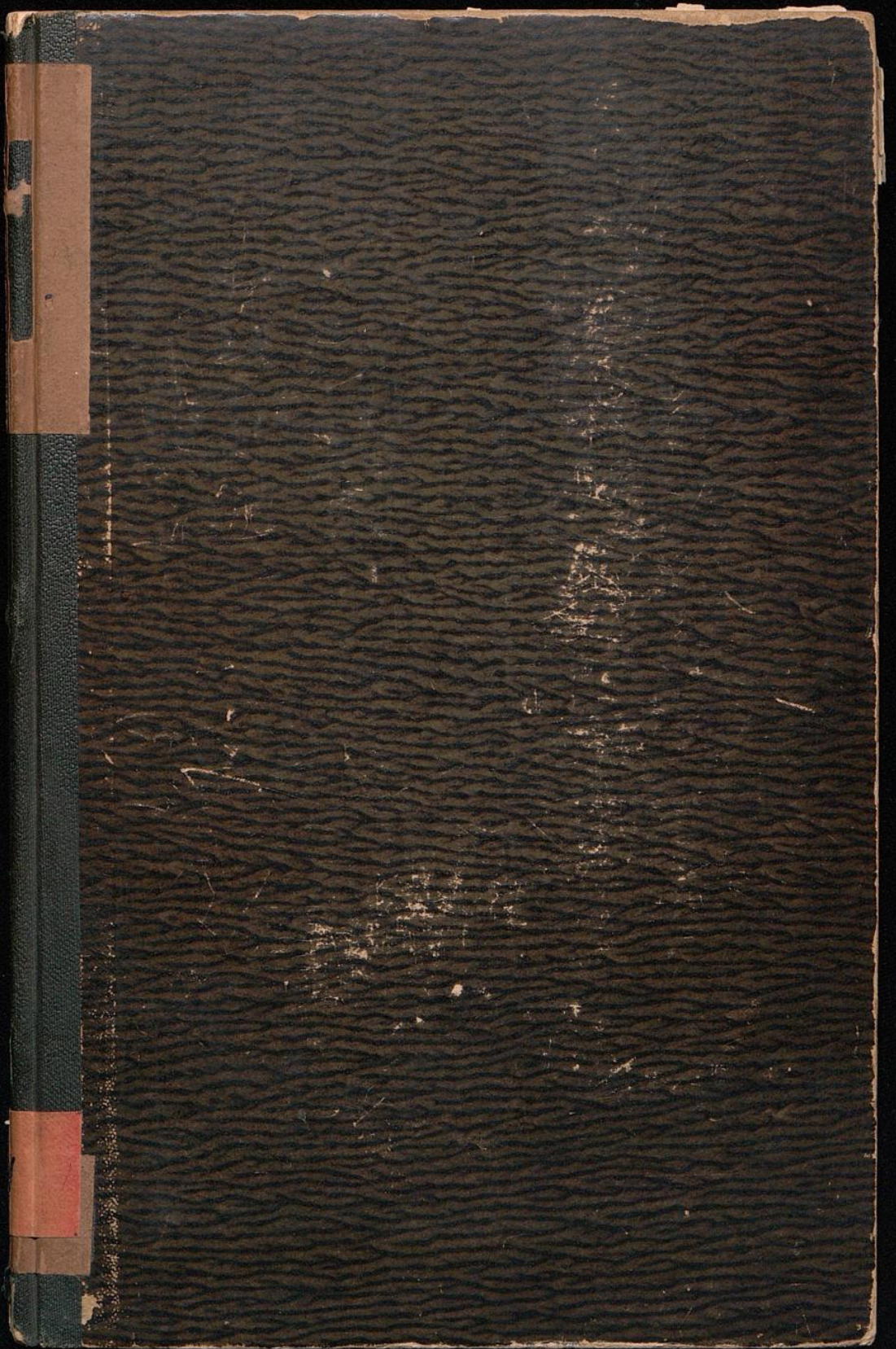
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)



S:1

~~T. II. 4!~~

~~S₁ 4!~~
28

Das Institutum Judaicum

in

seiner Blüthezeit 1728—1760.

Von

Lic. J. F. A. de le Roi,

Pastor.

(Besonderer Abdruck aus des Verfassers grösserem Werke „Die evangelische
Christenheit und die Juden“.)



Karlsruhe und Leipzig.

Verlag von H. Reuther.

1884.

Das Institut für Judentum

in
seiner Blüthezeit 1738-1760.

Von

Liebig, F. A. de la Ro.



Spezialer Abdruck aus der Verlagsanstalt 'Wald' in Göttingen.
Erscheinung im Jahre 1878.

Karlsruhe und Leipzig

Buchdruckerei J. J. Reiff, Karlsruhe.



Einleitung.

Im Juni des Jahres 1880 trat besonders in Folge der Anregungen, welche von dem damaligen Studenten der Theologie, Wilhelm Faber, einem Schüler des Professors D. Delitzsch ausgingen, auf der Universität Leipzig ein studentischer Judenmissions-Verein ins Leben. Ein Vortrag Fabers über Stephan Schultz, der von 1736—1756 als Missionar des Institutum Judaicum zu Halle die Juden in drei Welttheilen aufgesucht hat, wurde die Veranlassung, dass in einer Anzahl der studentischen Zuhörer dieses Vortrags der Wunsch erwachte, in ähnlicher Weise wie Studirende des vorigen Jahrhunderts den Juden nahe zu treten. Die erste evangelische Judenmission trägt ja den eigenthümlichen Charakter einer Universitäts- und Studenten-Mission und ist, obwohl sie keine grosse Ausdehnung zu ihrer Zeit gewonnen hat, eine so bedeutsame kirchengeschichtliche Erscheinung, dass sie allen Anspruch auf Beachtung hat.

Jedesfalls ist jene Mission, welche Professor Callenberg zu Halle unter dem Namen eines „Institutum Judaicum“ ins Dasein rief, gegenwärtig nicht unbedeutenden Kreisen auf mehreren evangelischen Universitäten wieder in lebendige Erinnerung getreten, und die nächste Folge dessen ist gewesen, dass auf 6 deutschen Hochschulen und in Christiania Vereinigungen zusammengetreten sind, welche sich die Aufgabe gestellt haben, „wahrheitsgemässe Kenntniss des Christenthums unter den Juden und des Judenthums unter den Christen verbreiten zu helfen“. Jene Vereinigungen wollen auf diese Weise eine Annäherung beider Theile an einander zu befördern und dem zu wehren suchen, dass die neu erwachte Judenfrage in antisemitische oder philosemitische Bahnen gerathe oder völlig versumpfe.

Auf eine blosse Wiederherstellung oder Copie des Alten ist es bei den gegenwärtigen Institutis nicht abgesehen, sondern darauf viel mehr, dass man sich das Beispiel der Vergangenheit gesagt sein lassen und in ähnlicher Weise, wie es damals geschah, der christlichen Umgebung in dem Bestreben, eine Erneuerung des ganzen Verhältnisses zu den Juden herbeizuführen, vorangehen will. Niemand, dem es am Herzen liegt, dass die Verbindung, in welcher Christen und Juden durch die geschichtliche Führung Gottes mit einander stehen, ihnen nicht zum Unsegen werde, wird denn auch die Geschichte des ehemaligen Institutum Judaicum lesen, ohne dass er zugleich reiche Belehrung für unsere Gegenwart empfängt.

Eben darum erscheint hier aus dem Werke „Die evangelische Christenheit und die Juden“ der Abschnitt über das Institutum während der Lebenszeit Callenbergs im besonderen Abdruck. Nur über diesen Zeitraum jenes Missionsunternehmens wollte der Verfasser des obengenannten grösseren Werkes ein

1. Johann Heinrich Callenberg.

J. H. Callenberg, Bericht mit 16 Fortsetzungen seines Berichtes von dem Versuche, das arme jüdische Volk zur Erkenntniss der christlichen Wahrheit anzuleiten. Relation u. s. w. 30 Stück. Christliche Bereisung der Judenörter, 4 Stück. Fortwährende Bemühung um das Heil des jüdischen Volkes überhaupt, 4 Stück, von 1728—1759.

F. K. G. Hirsching, Historisch literarisches Handbuch, Band 1. Joh. Jacob Moser, Beiträge zu dem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformirten Theologen in Deutschland. Züllichau 1740 S. 119 ff. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises Theil 2, 44 ff., 600. Die Acta historiae ecclesiae nostri temporis aus Weimar in dem betreffenden Zeitraume wiederholt. J. C. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, Nachträge und Fortsetzungen. Mittheilungen aus Joh. Heinr. Callenbergs Briefen von Dr. Franz Theodor Adler. Halle, Waisenhaus 1868. Saat auf Hoffnung, Callenberg 1869 S. 242 ff.

Johann Heinrich Callenberg hat die erste eigentliche Judenmission innerhalb der evangelischen Kirche ins Leben gerufen. Eben darum ist er für die Geschichte der Judenmission und der Kirche im Allgemeinen von besonderer Wichtigkeit. Die Art aber, wie die Mission in dem Callenberg'schen Unternehmen zu Tage tritt, zeigt zugleich die Stellung an, welche die Judenmission — und die Sache steht auch nicht wesentlich anders mit der Heidenmission — im kirchlich evangelischen Leben einnimmt und charakterisirt das kirchengeschichtliche Verhältniss der evangelischen Kirche und Christenheit zu dieser Mission.

In Callenbergs Zeit ist kirchengeschichtlich der Prozess des Verhältnisses der evangelischen Kirche zu ihrer Missionsaufgabe zur Entscheidung gekommen; und von dieser Entscheidung ist die evangelische Kirche im Ganzen und Grossen bis heute noch nicht abgegangen, wemgleich eben dieses bisherige und geschichtlich vorliegende Verhältniss nicht als ein endgiltiges betrachtet werden soll.

Callenbergs Unternehmen bedeutet aber, dass nicht die evangelische Kirche als solche, sondern nur einzelne ihrer Glieder die Pflicht fühlten und sich bereit zeigten, ein wirkliches und eigentliches Missionswerk an den Juden aufzunehmen. Hatte also die frühere Zeit der evangelischen Kirche kein organisirtes Missionswerk aufzuweisen, während weithin innerhalb derselben viele vereinzelt Missionsbemühungen zu Tage traten, so wird jetzt diesem Mangel freilich abgeholfen, aber nicht in der Weise, dass sich die evangelische Kirche selbst als Gesamtheit oder in ihren einzelnen Kirchen dazu aufschwänge, die ihr obliegende Pflicht zu erfüllen.

Eine Frucht des in der evangelischen Kirche lebhafter erwachten Missionssinnes ist mithin das Callenberg'sche Werk wohl; aber derselbe ist eben nicht so stark gewesen, dass er auch zu einem kirchlichen Handeln im eigentlichen Sinne geführt hätte, und dass die Mission eine Kirchen- oder Gemeindegewandlung geworden wäre. Eben dies gab denn auch der ganzen Judenmissionsthätigkeit ihr bestimmtes und durchgreifendes Gepräge.

Dem neuen Unternehmen ist aber ebenso durch die Persönlichkeit ihres Stifters in vieler Beziehung sein eigenthümlicher Stempel aufgedrückt worden, und deshalb muss dieselbe noch besonders ins Auge gefasst werden.

Callenberg ist in dem Gothaischen Dorfe Molschleben am 12. Januar 1694 als Sohn eines Bauern geboren. In den von Dr. Adler benützten Briefen desselben aus den Jahren 1715 bis 1721, welche die Bibliothek des Halle'schen Waisenhauses handschriftlich besitzt, schreibt Callenberg selbst, dass er „von geringen, doch ehrlichen Eltern in aller Scham und Zucht aufgezogen sei, und dass sich dieselben mit saurem Schweiss und Arbeit das Stückchen Brot erwarben, davon sie sich in ihrem Alter nothdürftig unterhalten konnten“.

Nach dem Tode seines Vaters, bei dessen Ableben dieser Sohn noch in jüngeren Jahren stand, kam Callenberg besonders durch die Vermittelung seines Ortspastors, dem der junge Mensch unter den Altersgenossen im Dorfe aufgefallen sein muss, auf das Gymnasium in Gotha, dessen Rektor Vockerodt, ein trefflicher, feingebildeter und frommer Mann, sich seiner aufs Lieblichste annahm. Derselbe war ein in jener Zeit sehr geschätzter Schulmann, und seine Programme wurden weithin gelesen. Callenberg hat ihm stets die dankbarste und kindlichste Verehrung

bewahrt. Vockerodt gehörte zu den warmen Anhängern des Spener-Franke'schen Pietismus und hat dafür viele Anfechtungen erleiden müssen. „Das Denken, Wirken und Streben Callenbergs aber erhielt durch den Rektor Vockerodt die bleibende Richtung.“

Der 21jährige junge Mann kam 1715 auf die Universität Halle und schloss sich hier mit grossem Eifer August Hermann Franke an. In den Franke'schen Stiftungen wohnend, lernte er den damals gleichfalls im Waisenhaus lebenden Gelehrten Salomon Negri kennen. Derselbe, aus Damaskus stammend, war früher Dolmetscher an der hohen Pforte in Constantinopel gewesen, hierauf Bibliothekar in Frankreich und später Professor des Arabischen in Rom. Professor Heinrich Wilhelm Ludolf lernte diesen Mann auf seinen Reisen kennen, und es gelang ihm, denselben zu bestimmen, dass er sich nach Halle wandte. Dort machte A. H. Franke auf ihn einen grossen Eindruck, so dass er auch das Anerbieten desselben annahm, in Halle die orientalischen Sprachen zu lehren.

Salomon Negri nun wurde für Callenbergs inneres Leben von Wichtigkeit. Der Glaube war für letzteren nicht ein anererbtes Gut, das er sich stets ohne Anfechtung bewahrt hätte, sondern er wurde in seiner Studienzeit von so gewaltigen Zweifeln heimgesucht, dass er zu Zeiten allen Boden unter den Füßen verlieren wollte. Gerade da eilte ihm Salomon Negri zu Hilfe. Derselbe hatte einen ähnlichen inneren Gang wie Callenberg genommen und mit den bedeutendsten Freigeistern in Frankreich und Italien verkehrt. Aber gerade der Umgang mit denselben hatte ihm die ganze Schwäche des Unglaubens gezeigt und Negri war hierdurch geheilt worden. Um so mehr war er der geeignete Mann, Callenberg in der Zeit seines inneren Schwankens zur Seite zu stehen, und letzterer hat ihm dies sein ganzes weiteres Leben hindurch dankend anerkannt.

Zur eigentlichen inneren Ruhe aber scheint der Studiosus erst durch A. H. Franke gekommen zu sein, dessen Predigten insbesondere eine entscheidende Bedeutung für ihn gewannen. Nachdem er jedoch innere Klarheit erlangt hatte, erfüllte ihn von nun an nur noch ein Wunsch, dem Reiche Christi mit allen seinen Kräften zu dienen.

Jetzt gewann der Gedanke an die Mission, der ihn schon früher beschäftigt hatte, in ihm eine festere Gestalt, und zwar dachte er in Folge seiner Verbindung mit Salomon Negri anfangs

an ein Werk unter den Muhammedanern. Eben zu diesem Zwecke erlernte er auch von jenem Gelehrten das Arabische.

Callenbergs Missionsgedanken waren aber nicht oberflächlicher Art, sondern in seiner Seele tiefer begründet. Selbst in der Zeit, wo er doch am Meisten von Zweifeln gequält war, hatte ihn die Mission beschäftigt; denn er neigte dazu, innere Unruhe durch verdoppelte Thätigkeit zu überwinden. Aber er bekennt auch, dass er sich in jener Zeit gewissermaassen die innere Ruhe als einen Lohn für treue Arbeit habe erringen wollen. Von diesem Sinne wurde er durch A. H. Franke frei, aber seine Hände legte er darum jetzt doch nicht in den Schooss, sondern tiefere Gedanken führten ihn nun wieder zur Mission.

Irgend welche Ueberschwänglichkeit hatte mit Callenbergs Missionsplänen und Missionsgedanken nichts zu thun. Von jeder Ueberschwänglichkeit war sein Christenthum überhaupt völlig frei. Eher tritt in der Zeit, wo er nun Herr seiner Kämpfe geworden ist, bei ihm eine gewisse Aengstlichkeit, nur ja nichts selbst zu machen, zu Tage. Sein Glaubensleben zeigt nirgends eine heroische Gestalt, sondern wird durch jene Vorsicht charakterisirt, welche an den Pietisten dieser Zeit so oft zu finden ist, und durch eine übergrosse Sorge, nur ja alles zu vermeiden, was irgendwie nach Schein aussehen könnte. Hat er doch seinen Sendboten nicht einmal den Namen „Missionare“ und seinem Werke nicht den Namen „Mission“ geben wollen, und zwar allein aus dem Grunde, weil er der merkwürdigen Ueberzeugung war, dass sie diesen Namen zu führen kein Recht hätten. Er nannte seine Glaubensboten „Reisende Mitarbeiter“.

Callenberg trat aber jetzt an die Missionssache heran, weil er sich zu derselben durch die Umstände gedrängt sah und ihm sein Gewissen es verbot, das abzuweisen, was ihm ohne sein Zuthun zunächst in die Hände kam. Innerlich genöthigt, nahm er das Werk auf, welches hernach seinen Namen trug.

Aber freilich er selbst hatte es in seinem eigenen Leben recht mächtig erfahren, dass es keinen anderen Frieden als in Christo gibt, und zugleich hatte er ein tiefes Gefühl für die Noth aller derer, welche dieses Friedens noch entbehren. Dieses Gefühl blieb jedoch nicht eine blossе Empfindung sondern trieb ihn an, von dem Gott, welcher ihm selbst zu dem wahren Frieden geholfen hatte, ein Zeugniß des Dankes vor allen, die ihm noch ferne waren, abzulegen. Desshalb war es auch kein Wunder, dass

ihm das Heil der Nichtchristen aufs Herz fiel, und dass, als sich ihm die Gelegenheit an denselben etwas zu thun, von selbst aufdrängte, er auch die Verpflichtung hierzu lebhaft empfand. Die höchsten Beweggründe leiteten ihn zur Mission, und weil dieselben bis an sein Lebensende eine Macht über ihn blieben, war auch seine Missionsthätigkeit nicht von kurzer Dauer, sondern beständiger Art. Er hat das einmal begonnene Werk nicht wieder fallen lassen, sondern, so viel auf ihn ankam, war es sein Entschluss, die ihm übertragene Arbeit, so lange ihn die göttliche Führung auf dieselbe hinwies, auch auszurichten.

Es waren aber der Orient und die Muhammedaner, denen er seine erste Aufmerksamkeit zuwandte. Im Jahre 1716 dachte er ernstlich daran, sich selbst in muhammedanische Gebiete zu begeben und dort das Evangelium zu verkündigen, und er suchte auch andere für den gleichen Plan zu gewinnen. Berichte aus jenen Gegenden, die ungemein günstig lauteten, fachten seinen Eifer doppelt an. Dem Professor A. H. Franke theilte er dann brieflich mit, was ihn bewegte, und derselbe rieth ihm, um für alles Zukünftige recht vorbereitet zu sein, Salomon Negri um Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen zu bitten. Dies geschah auch, und später setzte dann Callenberg denselben Unterricht bei einem jungen Gelehrten aus Antiochia mit Namen Dadichi fort. Nach 5 Monaten aber bereits hatte er es im Arabischen soweit gebracht, dass er nicht allein den Koran auslegen, sondern auch ein ohne Punkte gedrucktes Neues Testament lesen konnte; ja er begann sogar bereits eine Uebersetzung des Luther'schen Katechismus ins Arabische, die er später vollendet hat.

Die Berufung mehrerer seiner Freunde nach Russland veranlasste ihn dann, besonders auf die Muhammedaner dieses Reichs sein Augenmerk zu richten und an die Beschaffung einer Literatur zu denken, welche unter den dortigen Anhängern des Islam zu verbreiten wäre.

Während Gedanken, Pläne und Arbeiten solcher Art ihn beschäftigten, war er inzwischen dessen gewiss geworden, dass er Theolog werden müsse, nachdem er sich bisher als Studenten der Philosophie bezeichnet hatte. Er wandte sich also jetzt dem anderen Studium zu und gewann wie durch seine bemerkenswerthen Fähigkeiten so durch seinen frommen Eifer bald Einfluss in weiteren studentischen Kreisen. Er richtete einen Thüringer

Convent ein, welcher sich die Pflege des geistlichen Lebens seiner Mitglieder zur Aufgabe machte, und fand hier eine Stätte fruchtbarer Wirksamkeit, die ihn auch selbst sehr befriedigte.

Callenbergs wissenschaftliche Tüchtigkeit und sein reger Eifer für alle Angelegenheiten des Reiches Gottes erweckten dann in A. H. Franke den Wunsch, ihn der Universität Halle zu erhalten. Dieser trug deshalb selbst dem Könige Friedrich Wilhelm I. die Bitte vor, dass er Callenberg zum ausserordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Halle ernennen möge. Das geschah denn auch im Jahre 1727; im Jahre 1735 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie und 1739 ordentlicher Professor der Theologie an derselben Universität.

Als Docent breitete er sich über eine Reihe von Fächern aus. Das Moser'sche Lexikon theilt z. B. 1740 mit: „Er liest über die Historie der Gelehrsamkeit überhaupt und jeder Disciplin insbesondere, über die neuere jüdische Literatur, über das Arabische, da nach vorangeschickter Erklärung der grammatischen Lehren ein Stück des Koran erläutert wird, über das Syrische, über die Rechte der Christen unter den Muhammedanern, über die Metaphysik, sonderlich deren Anwendung in der Theologie, über das Rabbinische, das Jüdisch-deutsche und hält ascetische Stunden.“

Von 1735 ab las er ein Collegium „Wie man Juden zur Bekehrung behilflich sein könne“, welches z. B. im Jahre 1745 von über 100 Studenten besucht war.

Bei den Rationalisten fand er freilich keine Gnade. Semmler ging so weit, ihm Kenntniss des Griechischen und Hebräischen abzusprechen. Ganz anders lautet das Urtheil des Curators der Halle'schen Universität von Ludwig aus dem Jahre 1730, welcher von Callenberg schreibt, „dass er mit besonderer Wissenschaft in den orientalischen Sprachen, absonderlich in den Schriften der Rabbinen und talmudischen Lehrer, wie nicht minder im Arabischen und was zum Verständniss des Alkoran gehört, ausgerüstet ist“. Und ebenso rühmt der Rostocker Professor A. Th. Hartmann, welcher doch durchaus nicht die theologische Richtung Callenbergs theilte, in seinem Leben von Olaf Gerhard Tychsen, dass Callenberg für sein nachmaliges Amt vorzüglich literarisch vorgebildet gewesen sei.

Doch war er allerdings kein durch Selbständigkeit ausgezeichnete theologischer Docent und als theologischer wie überhaupt als Schriftsteller nicht von Bedeutung. Es erschienen

von ihm, abgesehen von den für das Missionswerk verfassten Schriften, Abhandlungen über arabische und griechische Sprache, Studien philosophischen Inhalts und über Kirchengeschichte, aber dieselben sind ohne besonderen Werth. Die gelehrte Literatur und die Wissenschaft hat durch Callenberg keine bemerkenswerthe Förderung erfahren.

Viel reichere Frucht dagegen brachten die im Missionsinteresse verfassten oder herausgegebenen Bücher Callenbergs; wie denn überhaupt die Bedeutung dieses Mannes durchaus nicht auf dem wissenschaftlichen, sondern auf dem Missionsgebiete liegt.

Für das Missionswerk unter den Muhammedanern, an das er ja zuerst herantrat, hat er theils selbst Schriften verfasst, theils Uebersetzungen Anderer geliefert, theils Schriften, die bereits vorhanden waren, in neuen Auflagen erscheinen lassen und dann für ihre Verbreitung in muhammedanischen Gebieten Sorge getragen.

Er veröffentlichte manche Abhandlungen theils polemischen theils apologetischen Inhalts über den Koran, um damit dem Christenthum die Bahn unter den Muhammedanern zu brechen. Ausserdem übersetzte er selbst oder gab nach vorhandenen Uebersetzungen heraus A. H. Frankes Ersten Unterricht in der christlichen Lehre und die Lehre des Apostel Paulus über die Rechtfertigung durch den Glauben, Hugo Grotius Von der Verführung der Muhammedaner, für die unter den letzteren lebenden Christen geschrieben, Freylinghausen Ordnung des Heils ins Arabische übersetzt, ebenso einen Auszug aus der Geschichte des Alten und des Neuen Testaments, Buch 1—4 der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis und mehrere Gespräche, ebenso das Gespräch Christi mit der Samariterin und die Geschichte der Auferweckung des Lazarus; das Evangelium Matthäi, Apostelgeschichte, Römer- und Hebräer-Brief, einen Theil der Bergpredigt, die Auferstehungsgeschichte nach Lukas und das hohepriesterliche Gebet aus dem Evangelium Johannis arabisch; Stücke aus dem Evangelium des Lukas und Johannes persisch; die Bergpredigt nach Matthäus und Stücke aus den Briefen Petri und Johannis türkisch. Dies alles neben der umfangreichen Judenmissionsliteratur, von welcher später die Rede sein muss.

Was seine persönlichen Verhältnisse betrifft, so verheirathete er sich 1733 mit Beata Amalie, ältesten Tochter des Geheimraths

und Professors der Jurisprudenz Gasser zu Halle. Aus dieser Ehe hatte er einen Sohn, welcher Theolog wurde und später St. Schultz in der Leitung des Institutum Judaicum unterstützte, dessen weitere Schicksale aber zu ermitteln nicht gelungen ist. Callenberg starb in einem Alter von 66 Jahren am 16. Juli 1760. Wenige Minuten vor seinem Tode wiederholte er, wie das Leichenprogramm sagt, laut die Worte des Liedes „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn“: „Es lebt kein Mann, der aussprechen kann die Glorie und den ewigen Lohn, den euch der Herr wird schenken.“

Callenberg ragt, wie schon vorher bemerkt, unter den deutschen Gelehrten keineswegs hervor, als Professor war er nicht besonders anregend, und ebensowenig darf man ihn einen in den Erzeugnissen seiner Feder glücklichen Schriftsteller nennen. In allen diesen Beziehungen wird sein Name nicht weiter genannt. Er war aber einer der frömmsten Docenten, die je eine deutsche Universität besessen hat, war sich stets dessen bewusst, dass er für die Verwaltung der ihm von Gott verliehenen Gaben werde Rechenschaft geben müssen, und für das Heil der Seelen anderer unablässig bemüht. Seine Frömmigkeit und sein Wirken trugen die Gestalt des deutschen Pietismus, dessen Kind Callenberg im vollen Sinne war, und dessen Vorzüge sowohl als dessen Schwächen an ihm klar ausgeprägt zu Tage treten. Aber durch seinen Pietismus ist er das geworden, was er geworden ist, und hat er es gelernt, unermüdlich mit seinem Pfunde zu wuchern, so dass er im Arbeitseifer von wenigen Zeitgenossen übertroffen worden ist. Und durch seinen Pietismus hat er das geleistet, was ihm eine bleibende Bedeutung in der Geschichte der evangelischen Kirche und der Kirche überhaupt verleiht. Er ist durch seinen Pietismus in Wahrheit der Vater der evangelischen Judenmission geworden. Denn durch ihn ist jenes Institutum Judaicum ins Leben gerufen worden, das der eigentlichen Judenmission in der evangelischen Kirche die Bahn gebrochen hat, die seitdem auch nicht mehr aus dem Kreise der christlichen Thätigkeiten verschwunden ist, sondern immer grössere und wachsende Maasse angenommen hat, um es gerade in der Gegenwart mit dem allgemeinen Erwachen der Judenfrage geltend zu machen, dass sie noch höhere Ansprüche zu erheben hat.

Das Beispiel des Institutum Judaicum bestimmt aber auch noch heute die evangelische Judenmissionsthätigkeit und zieht in

derselben mehr denn je praktisch die Aufmerksamkeit auf sich. Die Einwirkungen Callenbergs machen sich daher noch immer spürbar und sind nicht abgeschlossene. Die Folgezeit wird dies viel deutlicher erkennen und wird das Gedächtniss dieses Mannes daher in ihrer Mitte noch lebendiger werden lassen.

2. Die Vorgeschichte des Institutum Judaicum.

Callenbergs Bericht, das arme jüdische Volk zur Erkenntniss der christlichen Wahrheit anzuleiten, mit Fortsetzungen, Stück 1 S. 1 ff., Stück 10 S. 89 ff. Stephan Schultze, Kurze Nachricht von einer zum Heil der Juden u. s. w. errichteten Anstalt. Aufl. 2 1769. M. Joh. Müller, Sendschreiben. Dibre Emeth 1881 S. 33 ff.

Professor Callenberg hat als Gymnasiast in Gotha den Unterricht des dortigen frommen Predigers Mag. Joh. Müller genossen. Letzterer hatte 1719 seinem früheren Lehrer, dem Professor Mai in Giessen einen Aufsatz übersandt, in welchem er den Juden das christliche Zeugnis nahe zu bringen suchte, und den er zum Zwecke der leichteren Verbreitung unter jenen in jüdisch lautenden Wendungen und deutsch-jüdischer Schrift herauszugeben gedachte. Für diese Schrift fand sich jedoch kein Verleger.

Besseren Erfolg hatte ein „Entwurf, wie mit Juden freundlich umzugehen und von wahrer Herzensbekehrung zu reden sein möchte, in einem Gespräche dargestellt“. Diese mit einer Vorrede von Mai versehene Schrift erschien 1716 in Giessen. Das eben gefeierte Chanuka-Fest gibt hier einem Christen Gottlob Anlass, einem Juden Jonathan vorzuhalten, dass ihnen doch die Opfer fehlten. Wie sollten sie also Hilfe und Versöhnung finden? Busse und eine Erlösung von Sünden seien nöthig, aber die gewöhnlichen Sühnemittel und selbst der Tod reichten nicht zu, um ihnen die Erlösung zu schaffen. Die Propheten des Alten Testaments dagegen hätten einen rechten Sündenträger nachgewiesen, besonders Jesai C. 53 schildere ihn, und auch der Talmud habe hier den Versöhner Israels erkannt.

Nach dieser Vorbereitung wird dann auf den Jesus des Neuen Testaments hingewiesen, und mit der Messiaslehre desselben werden auch die übrigen christlichen Lehren, besonders die von der Dreieinigkeit gerechtfertigt. Das Gesetz habe seine Bedeutung gehabt und dürfe freilich nicht von Menschen abgeändert werden, wohl aber könne es Gott zu seiner Erfüllung bringen.

Das hätten auch viele Rabbinen gelehrt und die Uebereinstimmung einiger derselben mit der christlichen Anschauung bildet den Schluss der Ausführungen dieses Buches.

Von Müller war auch Callenberg auf die Juden hingewiesen worden und hatte sich seitdem stets ein herzliches Interesse für dieselben bewahrt. Als Student der Theologie in Halle hatte er z. B. im Jahre 1720 ein von ihm selbst hernachmals mitgetheiltes ausführliches Gespräch mit einem jüdischen Rabbi gehabt, das in der 2. Fortsetzung S. 189 ff. enthalten ist.

In Halle hörte dann Callenberg, dass Müller sich noch weiter mit dem Gedanken trage, Schriften in jüdisch-deutscher Sprache und mit jüdischen Lettern gedruckt erscheinen zu lassen; da die umfangreiche Literatur, welche bisher den Juden das Christenthum predigen wollte, zu einem sehr grossen Theile ihren Zweck nicht habe erfüllen können, weil sie in einer für die meisten Juden unverständlichen Sprache, Schreib- und Druckweise erschienen sei. Müller hatte insbesondere Jahre lang ein Buch im Manuscript liegen, welches im jüdisch-deutschen Gewande an das Tageslicht treten und den Titel „Licht am Abend“ führen sollte. Es wollte sich aber für das Schriftchen kein Verleger finden lassen. Als dies Callenberg zu Ohren kam, erwachte in ihm der Wunsch, das Manuscript der Müller'schen Arbeit zu erlangen, damit dasselbe nicht etwa verloren ginge. Callenberg schrieb desshalb an Müller und sprach ihm die Bitte aus, ihm sein Manuscript anzuvertrauen, so wolle er sich dann um den Druck desselben bemühen. 1723 schickte ihm Müller in der That auch das Erbetene und ermächtigte ihn brieflich, mit demselben ganz nach seinem Gutdünken zu verfahren.

Callenberg gab sich nun Mühe einen Verleger zu finden, aber es wollte ihm damit nicht glücken. Da ersuchte er den Verfasser ein Memorial aufzusetzen, in welchem er Beiträge erbitten sollte, damit der Druck seiner Arbeit ermöglicht würde. Unter dem 23. Januar 1725 erhielt Callenberg das gewünschte Schreiben, das hier um der Folgen willen, die es für die Mission haben sollte, seine Stelle finden möge. Denn „das Licht am Abend“, um dessen Druck es sich in diesem Briefe handelt, hat den eigentlichen Anstoss für die Errichtung des Institutum Judaicum gegeben.

„Allen, die Christum, den Preis Israels, lieb haben und in seinem Namen zu Gott flehen für die Kinder Israel, dass sie

selig werden, Gnade, Heil und Segen von Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo.

Es hat der berühmte Altorfsche Professor, Herr D. Wagen-seil, in seinem schönen Traktat „Die Hoffnung der Erlösung Israels“ zur Bekehrung der Juden sehr nützlich erachtet, wenn man kleine glimpfliche Büchlein schriebe und mit deutsch-hebräischen Buchstaben drucken liesse, um dadurch auf eine angenehme Art, als hätte man etwas für, den Juden ihr Elend fürzustellen und zugleich durch starke Beweisgründe, denn die Worte der Weisen sind Spiesse und Nägel, Prediger Salomonis 12, 1, die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen.

Ferner hat der um die christliche Kirche hochverdiente Theolog, der selige D. Spener, in verschiedenen Schriften wohl erinnert, dass, wenn wir bekenneten, gleichwie die Weissagungen von Christi Geburt, Leben, Wundern, Tod und Auferstehung nach dem Buchstaben erfüllt worden, also soll auch noch vieles, was herrlich von Israel lautet, gleichfalls so klar und offenbar erfüllt werden, als die Worte lauten, die Juden sodann aber viel weniger wider unsere christliche Religion einzuwenden finden, als da man unserseits so vieles in einem geistlichen oder allegorischen Verstand erfüllt zu sein vorgibt, während doch die vorgegebene Erfüllung bei weitem nicht der Herrlichkeit der Worte gleichkommt.

Ferner habe in Betrachtung genommen, wie der heilige Apostel, Römer 10, 3, dies als einen Hauptirrtum der Juden anführt, dass sie die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht erkennen, hingegen ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten trachten. Habe also nöthig erachtet, ehe man von dem erschienenen Messias mit ihnen handele, vorher von rechter Busse und dem tröstlichen Amte des ihren Vätern verheissenen Messias aus Mose und den Propheten, sonderlich aus Jesaia 53 gründlichen und kräftigen Unterricht zu ertheilen, sodann weiter zu anderen Punkten zu schreiten.

In Erwägung dieses alles habe ich vor etlichen Jahren einen kleinen Traktat unter dem Titel „Licht am Abend“ mit jüdisch-deutscher Schrift den Juden zum Besten aufgesetzt und eine geraume Zeit bei mir liegen gehabt. Wenn dann sich jetzt eine Gelegenheit zeigt, denselben an das Licht zu bringen, so habe ich auf Anrathen christlicher Freunde, meine hochzuverehrenden Herren, deren Herzenswunsch ist, dass die Kinder Israel sich

bekehren, den Herrn ihren Gott und ihren König David, den wahren Messias, der ihre und der ganzen Welt Sünde allbereit getragen, in den nun immer näher herannahenden letzten Tagen suchen möchten (Hosea 3, 5), dienstlich ersuchen wollen, zum Verlag, der etwa 20 Thaler erfordern möchte, nach ihrer Bequemlichkeit etwas beizutragen und Vorzeigern einzuhändigen.

Den Herrn unsern Gott, den einigen rechten Gott Abrahams, Isaaks und Israels mit mir herzlich anrufend, dass er selbst seinen Segen kräftiglich geben und den Zweck auf ihm gefällige Weise, wozu durch dieses Werklein nur ein geringer Versuch, in gelassenem Vertrauen auf seine göttliche Kraft, Weisheit und Treue dargelegt wird, zu seiner Zeit befördern wolle. Was also auf den Geist gesäet wird, das wird gewiss eine freudenvolle Gnadernte in dieser und der zukünftigen Welt nach sich ziehen.“

Callenberg übergab dieses Schreiben zuerst A. H. Franke, der nicht bloss sofort einen Beitrag zur Herausgabe des Traktates spendete, sondern auch unter das Müller'sche Memorial die Bemerkung setzte: „Nachdem ich solches gelesen, contribuiren mit Freuden zu solchem Vorhaben 2 Thaler und ersuche auch andere christlich gesinnte Gemüther, denen dieses zu Gesichte kommt, nach Belieben einen Beitrag zu thun. Wie es zur Ehre Gottes und zum Heil des armen Judenvolkes in der Wahrheit gemeint ist, auch dies des werthen Herrn Autors besonders von Gott empfangenes Talent ist, so wird es auch Gott nicht ungesegnet lassen. Ach dass, gleich wie Joseph von seinen Brüdern endlich erkannt ist, so auch du, Herr Jesu, von deinen Blutsfreunden, den Juden, endlich bald möchtest erkannt werden.“

Nach dieser Empfehlung von A. H. Franke erfolgten Gaben von mehreren Seiten, unter anderen von Prof. D. Joh. Heinrich Michaelis. Die für den Druck erforderliche Summe wurde jedoch durch die erste Sammlung noch nicht zusammengebracht. Im September 1726 zeigte Müller dies den Freunden, welche sich für seine Schrift interessirt hatten, an, und nun kam nicht bloss die geforderte Summe, sondern auch noch etwas mehr ein, so dass die nächste finanzielle Schwierigkeit erledigt schien.

Jetzt trat aber eine neue Schwierigkeit ein. Der Buchdrucker hielt sein anfangs gegebenes Versprechen nicht, sondern stellte höhere Forderungen, und man musste desshalb von ihm absehen. Da rieth der fromme, gelehrte und mit Callenberg herzlich befreundete Proselyt Im. Frommann, damals Student der Medizin

in Halle, welcher das Manuscript gelesen hatte, Callenberg, sich selbst jüdische Lettern anzuschaffen und dann den Traktat zu drucken. Callenberg wollte zunächst auf diesen Vorschlag nicht eingehen und versprach einem Drucker, wenn derselbe sich die Lettern verschaffen wollte, ihm nicht bloss eine grosse Anzahl von Exemplaren des Schriftchens abzunehmen, sondern auch künftig noch anderes bei ihm drucken zu lassen. Aehnlich lautete sein Anerbieten einem anderen gegenüber, aber in beiden Fällen glückte es ihm nicht. Diese kleinen Umstände waren jedoch nicht ein blosser Zufall, sondern wurden für die Weiterentwicklung des Callenberg'schen Werkes von grosser Bedeutung.

Frommann drang jetzt, da es Callenberg mit den Buchdruckern nicht glückte, desto entschiedener in den Freund, die erforderlichen Lettern selbst anzuschaffen. Letzterer ersuchte den anderen darauf, ihm einen Kostenanschlag aufzusetzen. Frommann that dies, Callenberg bemerkte aber in diesem Anschlage keine Setzergebühr notirt. Hierüber befragt antwortete Frommann, er wolle selbst das Setzen lernen und so die Setzerkosten ersparen helfen. Andere Einwendungen beseitigte Frommann ebenfalls, und so wurden nun die Lettern bestellt.

Darüber war der Herbst 1727 herangekommen. Ehe aber Callenberg zum Druck schritt, hatte er eine Reise nach Gotha zu machen, auf die er Frommann mitnahm. Er selbst hatte einige Tage in der Nachbarschaft von Gotha zu thun und sandte desshalb den Freund zu Müller, um ihm die Nachricht zu bringen, dass der Druck bevorstände. Frommann traf den greisen Geistlichen noch gesund an, und als derselbe hörte, dass jetzt das Licht am Abend gedruckt werden solle, brach er bewegt in die Worte aus: „Nun will ich mit Freuden sterben, nachdem ich das gehört habe.“

Unmittelbar nach Frommanns Weggang wurde Müller krank und bettlägerig. Auf die Nachricht hiervon eilte Callenberg zu ihm, fand ihn aber schon in den letzten Zügen. Wenige Stunden nach Callenbergs Weggange starb Müller in seinem 80. Lebensjahre.

Nach der Rückkehr schritt nun Callenberg zum Druck, wobei Frommann in der That die Arbeit eines Setzers verrichtete. Im März 1728 wurde das Büchlein fertig und erschien in einer Auflage von 1000 Exemplaren in 8°, 6 $\frac{1}{2}$ Bogen stark.

Die näheren Umstände, unter welchen es zum Drucke dieses Traktates kam, verdienen aber darum besonderer und ausführlicher

Erwähnung, weil dieselben in mehrfacher Beziehung bemerkenswerthe sind. Sie liefern besonders klar den Beweis, dass Callenberg nicht von schwärmerischen Gefühlen getrieben seine Hand zu einem Werke an den Juden bot, sondern dass er von den Verhältnissen förmlich gezwungen wurde, immer weiter vorwärts zu gehen. Sie sind aber auch darum so beachtenswerthe, weil scheinbare Kleinigkeiten den Anstoss dazu geben mussten, dass hier nicht bloss ein einzelner Traktat ans Licht trat, sondern dass gewisse Grundlagen zu einem Werke gelegt wurden, welches hernach eine im Anfange nicht geahnte Bedeutung gewonnen hat. Die Errichtung einer eigenen Druckerei, zu welcher Callenberg genöthigt wurde, ist für die Folge von grosser Wichtigkeit geworden.

Das Licht am Abend selbst aber hat nicht bloss eine merkwürdige Entstehungsgeschichte, sondern hat alsdann auch im Missionswerke eine besondere Stelle erlangt.

Diese Schrift trägt in ihrer ganzen Anlage einen eigenthümlichen Charakter. Um ihr leichteren Eingang bei den Juden zu verschaffen, hatte Müller gebeten, es nicht zu veröffentlichen, dass ein Christ ihr Verfasser sei, sondern sie namenlos erscheinen zu lassen. Frommann aber setzte Müllers Namen in hebräischer Uebersetzung „Jochanan Kimchi“ auf ihren Titel und erinnerte damit an den berühmten Rabbi Kimchi.

Für die Behandlung des Themas ist die Gesprächsform gewählt und in den Ausführungen alles vermieden, was dem Juden von seinem Standpunkte aus fern lag. Müller tritt durchaus auf den Boden der jüdischen Anschauungen und beruft sich nicht auf das Neue Testament, noch beweist er etwas von christlichen Voraussetzungen aus, sondern er stützt sich überall auf das Alte Testament an erster Stelle und nebenbei auf rabbinische Autoritäten.

Das Gespräch geht von der Behauptung vieler christlichen Priester aus, dass es für das gefangene Israel keine Erlösung mehr gebe, da dieselbe bereits durch den Messias zur Zeit des zweiten Tempels geschehen sei. Um so mehr wolle die Frage nach der Erlösung der Juden untersucht sein.

Es wird nun zunächst festgestellt, dass der Erlösung Israels nach den Propheten zuerst eine ernste Busse desselben vorangehen müsse, und dieselbe eine Frucht grosser Angst und Trübsal die über Israel kommen würde, sein werde. Hierfür werden die Zeugnisse des Alten Testamentes und von Rabbinen angeführt.

Hänge aber die Erlösung von wahrer Busse ab, so müsse diese Busse auch recht verstanden werden. Wahre Busse sei eine solche, die von ganzem Herzen und ganzer Seele geschehe. Die Busse des Jom Kippur oder Versöhntages, welche in nichts anderem als in einigen leiblichen Kasteiungen bestehe, reiche daher nicht aus und vermöge nicht die Sünden eines ganzen Jahres zu tilgen. Tilgung der Sünde könne vielmehr allein durch den Messias geschehen. Jesaia 53 zeige dies.

Alle Auslegungen dieses Kapitels, welche in demselben etwas anderes als die Leiden des Messias für die Sünder haben erblicken wollen, werden dann als falsche dargethan. Die alten Rabbinen freilich hätten in diesem Kapitel nur die leiblich erlittenen Plagen des Messias erblickt.

Auf die Person dieses Messias wird alsdann des Näheren eingegangen. In ihm habe sich nach der jüdischen Lehre die genaueste Verbindung der göttlichen Natur, für welche der Verfasser die unter den Juden bekannten Namen Schechina und Memra gebraucht, mit einem menschlichen Leibe und einer menschlichen Seele vollzogen, so dass er in Wahrheit „Herr, der unsere Gerechtigkeit ist“, heissen kann. Die göttliche Natur dieses Messias führt dann weiter zu näherem Eingehen auf das göttliche Wesen überhaupt, und werden hierbei jüdische Zeugnisse, welche von einer Dreiheit in der Einheit des göttlichen Wesens reden, angeführt.

Um aber an diesem Messias Theil zu haben, bedürfe man der inneren Reinigung durch reines Wasser, und um ihm bleibend anzugehören, müsse man alsdann auch sein Leben in dankbarer Liebe gegen ihn führen.

Nachdem der Verfasser so den ganzen Heilsweg beschrieben hat, geht er darauf ein, dass viele Christen den Juden die Erlösung nicht gönnen. Doch ihr Evangelium sei daran nicht Schuld, denn dieses lehre das Gegentheil. Auf dieses Evangelium möge aber diesmal nur eben hingewiesen und von ihm nicht besonders geredet werden, fügt der Verfasser hinzu und weist so leise auf dasselbe hin, nachdem er den Inhalt des Alten Testaments und eines Theiles der rabbinischen Literatur als mit dem Evangelium übereinstimmend dargestellt und so wie von selbst die Brücke zu Jesu und zum Christenthum geschlagen hat.

Dieses Buch nun fand eine ausserordentliche Verbreitung unter den Juden. Es wurde nicht bloss durch die Callenberg'-

schen Missionare und durch viele Christen unter ihnen umsonst vertheilt, sondern vielfach auch von den Juden gekauft und anfangs sogar in ganzen Partieen. 1736 musste es Callenberg in hochdeutscher Uebersetzung erscheinen lassen, 1731 hatte bereits die Society for promoting Christian Knowledge eine englische Uebersetzung des Traktates veranstaltet; der holländische Prediger W. H. Geestmann übertrug es 1735 ins Holländische und liess es in Nimwegen drucken, damit es unter den portugiesischen Juden verbreitet würde. 1732 erschien eine italienische Uebersetzung durch Conrektor Ludwig Vockerodt in Brandenburg, 1748 eine französische durch Professor Ruchat in Lausanne. Die Londoner Missionsgesellschaft hat es dann in diesem Jahrhundert neu aufgelegt und verbreitet es auch heute noch in jüdisch-deutscher, jüdisch-polnischer, hebräischer und englischer Uebersetzung. Es wird aber auch in der Gegenwart noch mit Nutzen besonders in den Kreisen der östlichen Juden gebraucht.

Ganz besonders sichtlich war der Eindruck, den diese Schrift auf die Juden jener Tage machte; sie gehörte Jahrzehnte hindurch zu den unter den Juden gelesenen und gefürchtetsten Büchern; und die Callenberg'schen Berichte wissen eine ganze Reihe von Bekehrungen, welche das Licht am Abend herbeigeführt hat, zu melden. Unter anderen wird ein in Königsberg studirender Proselyt erwähnt, den das Licht am Abend zur Erkenntniss Christi gebracht habe.

Müller hat dem Professor Callenberg noch eine andere Schrift im Manuscript hinterlassen, welche sein Freund alsdann unter dem Titel „Sendschreiben an die europäische Judenschaft“ in jüdisch-deutscher Sprache 1729 herausgab, und die von der Vergebung der Sünden handelt. Das Büchlein ist unter dem Namen „Das kleine Sendschreiben“ in der Mission bekannt geworden und erlebte auch eine hochdeutsche und eine englische Uebersetzung. Hier wird zunächst die Beschuldigung, dass die Juden Christenblut gebrauchten, widerlegt und dann auf ihre wirkliche Schuld eingegangen. Die Mittel, welche die Juden wählen, von ihrer Schuld frei zu werden, werden ihnen als nichtige nachgewiesen; Vergebung der Sünden könne allein durch den Messias und nur durch eine wahre Bekehrung zu demselben erfolgen; worauf dann auf die Person und das Werk desselben weiter eingegangen wird.

Von demselben Verfasser verbreitete die Halle'sche Mission auch das sogenannte „Grössere Sendschreiben“, welches ein Auszug aus dem Licht am Abend ist und 1732 in jüdisch-deutscher Sprache herauskam. Dasselbe fand besonderen Eingang in jüdischen Kreisen, 1746 erschien es in vierter Auflage und wurde in Amsterdam von dortigen Juden selbst 1734 in das Holländische übersetzt; irrthümlich sah man Callenberg für den Verfasser des Büchleins an.

3. Die Anfänge des Institutum Judaicum.

Callenberg, Andere Fortsetzung des Berichtes S. 117 ff.
Callenberg, Neue summarische Nachricht.

Professor Callenberg fühlte sich gedrungen, einen öffentlichen Bericht über seine Bemühungen, die auf den Druck des Lichtes am Abend gerichtet waren, abzustatten und den Gebern für die empfangenen Beiträge zu danken. Er that dies unter dem 3. April 1728 und betrachtete hernach selbst diesen Tag als den eigentlichen Anfang des Institutum Judaicum. In diesem Berichte erklärte er nämlich zugleich, dass er seine Thätigkeit für die Beförderung christlicher Erkenntniss unter den Juden mit der Herausgabe des einen Buches nicht für abgeschlossen halten dürfe, da er durch die Umstände den Fingerzeig erhalten habe, auf diesem Gebiete weiter vorwärts zu gehen.

Er hatte sich ja genöthigt gesehen, für den Druck des Licht am Abend eigene jüdische Lettern anzuschaffen; und da so nun eine jüdische Druckerei vorhanden war, erkannte er, dass „eine Gelegenheit vorhanden sei, dem jüdischen Volke mit einem Mehreren zu dienen“. Sein Bericht sollte auch hierauf hinweisen und Christen dazu ermuntern, dass sie ihm für weitere literarische Wirksamkeit unter den Juden in der eingeschlagenen Richtung Handreichung thäten. Gleichzeitig bat er, dass man ihm auch für eine weitere Verbreitung evangelischer Schriften unter den Muhammedanern behilflich sein wolle und ihm Unterstützungen zukommen lassen möge, damit er eine arabische Druckerei anzulegen im Stande wäre.

Dieser Bericht nun fand nicht bloss eine gute Aufnahme, sondern hatte auch zur Folge, dass Callenberg von den verschiedensten Orten her die Aufforderung erhielt, nach den oben genannten beiden Seiten hin das begonnene Werk fortzusetzen. Gleichzeitig liefen verhältnissmässig ansehnliche Spenden bei ihm

ein. Im Oktober 1728 wurden ihm an einem Tage aus Holland 58 Thaler übersandt. In denselben Tagen erhielt er aber auch 73 Thaler von G. A. Franke, dem Sohne des A. H. Franke, welche demselben für Callenberg übergeben worden waren, zugestellt, und gleichzeitig ermunterte ihn derselbe, indem er ihn auf das Beispiel seines Vaters A. H. Franke hinwies, „mit dieser schönen Summe etwas Rechtes anzufangen“. Diese Mahnung fiel auf einen guten Boden. Callenberg erinnerte sich jetzt an einen Wunsch des württembergischen Prälaten D. Hochstetter, von dem er einmal in einer Vorlesung A. H. Frankes gehört hatte, und der ihm hernach bei der Herausgabe der Franke'schen Leichenpredigten aufs Neue ins Gedächtniss zurückgerufen worden war (S. 978).

Jener württembergische Theologe hatte nämlich gegen den ihn besuchenden A. H. Franke geäußert, dass ihm ein Wunsch, den er gehegt, durch Halle in Erfüllung gegangen sei, während ein anderer, den er gleichfalls in seinem Herzen hege, noch der Erfüllung harre. Auf Frankes Frage, was das für ein Wunsch sei, antwortete Hochstetter: „Die Sache, die erlangt sei, wäre diese, dass von der evangelischen Kirche der grosse Makel abgewischt sei, welchen ihr die Papisten allezeit vorgeworfen, warum die Evangelischen nicht ausgingen, die Bekehrung der Heiden zu suchen. Wären sie die wahre Kirche, so würden sie an das Wort denken: gehet hin in alle Welt u. s. w. Diesen Vorwurf hat Gott durch Ihre Mission hinweggenommen, da von Ihrem Orte Leute unter die Heiden gegangen sind“. Als ihn dann aber Franke bat, ihm auch die Sache zu nennen, die er noch wünsche, antwortete Hochstetter: „Unserer evangelischen Kirche wäre es ein grosser Vorwurf, dass, wenn Ungläubige wie Juden u. s. w. zu uns kämen, Niemand wäre, der sich ihrer recht annehme, so dass sie kaum fänden, dass sie mit Fleiss in der evangelischen Wahrheit unterrichtet würden. Und wäre endlich dies noch geschehen, so gebe man ihnen einen Bettelbrief in die Hände und schicke sie damit fort. Weil sie dabei nun aber Jedermanns Vorwurf wären, schrecke dies die Menschen gewaltig ab und verursache, dass sie sich nicht zu uns thäten, da sonst kein Zweifel wäre, dass noch gar viele von den Juden zu dem Glauben an Christum und von den Irrgläubigen zu der Erkenntniss der reinen evangelischen Wahrheit gebracht werden könnten, wenn wir uns in der Liebe gegen sie besser erwiesen, sie auf

nähmen und ihnen den Weg zeigten, welchen sie wandeln sollten. Dies wünschte ich noch erfüllt zu sehen.“

Später erzählte Franke den Studirenden in Halle, dass er diese frommen Wünsche nicht in seinem Herzen allein verwahren, sondern auch ihnen dieselben habe mittheilen wollen. Denn es gebe eine Zeit, da man fromme Wünsche so, wie es Spener gethan habe, ausspreche und eine andere, da Gott die Wege und Mittel zeige, sie zu erfüllen. Solche Wünsche müsse man aber, wenn man deren Erfüllung nicht sogleich erlebe, deshalb nicht für unausführbar halten, sondern sie den Nachkommen übergeben, damit sie von ihnen ins Werk gesetzt würden.

Als Callenberg damals A. H. Franke diese Worte aussprechen hörte, so theilt er bei Gelegenheit des Empfanges jenes Geldes mit, hätten sie ihm zwar einen tiefen Eindruck gemacht, er habe aber nicht geglaubt, dass Jemand den Anfang damit machen würde, sie der Erfüllung entgegenzuführen. Jetzt aber, als er die ansehnliche Liebesgabe aus den Händen des Sohnes von A. H. Franke in den Händen hielt, sei ihm das Wort des Vaters wieder aufs Herz gefallen und er habe beschlossen, diese Gabe dafür zu verwenden, dass mit einem auf das Heil der Juden gerichteten Werke ein ernstlicher Anfang gemacht werde.

Von jetzt ab liess es denn auch Callenberg keine Ruhe mehr, sondern er fühlte sich innerlichst gedrängt, weiter zu gehen. Er hatte schon vorher Sorge darum getragen, dass auch das Licht am Abend möglichst verbreitet würde und besonders in die Hände der Juden käme. Zu diesem Zwecke hatte er einen alten bedürftigen Franzosen angestellt, dass er das Büchlein als Colporteur herumtrage und anbiete, und so im Verlaufe eines Vierteljahres allein 216 Exemplare desselben an Juden verkauft; abgesehen von der Zahl derer, die an Juden verschenkt oder an Christen abgesetzt worden waren. Ebenso hatte Callenberg seinen Freund Frommann beauftragt, das Evangelium des Lucas und die Apostelgeschichte ins Jüdisch-deutsche zu übersetzen.

Nun aber erbot sich auch ein christlicher Freund in Halle, der in der Jugend das Buchdrucken erlernt hatte, alles, was in dem Institutum Judaicum erscheinen würde, für dasselbe umsonst zu setzen. Callenbergs Muth wuchs darüber und er dachte jetzt daran, nicht allein den Juden, welche das Jüdisch-deutsche sprachen, sondern den Juden überall das Evangelium zugänglich

zu machen. Dazu war es aber nöthig, dass die hebräische Sprache erwählt wurde, weil diese allein den Juden der verschiedenen Länder gemeinsam und überall verständlich war.

Callenberg trug sich jetzt also mit dem Plane einer hebräischen Uebersetzung des Evangeliums Lucä, da er die Hutter'sche Uebersetzung mit Recht nicht für zureichend hielt, und bot es dann Frommann an, eine solche Uebersetzung des Evangeliums und der Apostelgeschichte des Lucas anzufertigen. In demselben Jahre wurden auch noch rabbinische Lettern angeschafft, und erschien Müllers erstes Sendschreiben in jüdisch-deutscher Sprache.

Unter den Studenten der Universität Halle blieben diese Bemühungen Callenbergs nicht unbemerkt. Bald nach der Veröffentlichung des Licht am Abend that sich eine Anzahl derselben zusammen, um das Jüdisch-deutsche zu erlernen und sich darauf vorzubereiten, dass sie in ihrem zukünftigen Amte auch den Juden dienlich werden könnten. Callenberg aber wollte die sich hier bietende Gelegenheit, das Werk in weitere Kreise zu tragen und die künftigen Diener der Kirche bei Zeiten in dasselbe hineinzuziehen, nicht unbenutzt lassen, sondern griff mit Freuden zu und bot den Studierenden die Hand, zunächst auf eine leichte Weise der Sache näher zu treten. Er las also, obwohl Professor der Philosophie, denselben im Jahre 1729 zum ersten Male ein auf die Mission bezügliches Colleg, und zwar über das Licht am Abend und über das Jüdisch-deutsche.

Im Juli desselben Jahres aber bat ihn dann der Student der Theologie A. Manitius nicht bloss um erneuerten Unterricht im Jüdisch-deutschen, sondern auch um Errichtung eines Seminars, in welchem Studenten Anleitung und Vorbereitung für eine Arbeit an den Juden erhalten möchten. Für ein Unternehmen solcher Art aber hatte der vorsichtige Callenberg noch nicht den rechten Muth; denn es gehörte nun einmal zu den Schranken des Mannes, dass er weiter aussehende und weiter greifende Pläne erst sehr allmählig und nur unter dem Drange der Verhältnisse fassen lernte. Doch erklärte er sich jetzt bereit, den Studenten ein Colleg in wöchentlich einer Stunde zu lesen, welches ihnen die erwünschte Anleitung geben sollte. Diese Vorlesung trat denn auch sogleich ins Leben, und Callenberg las hier über das rabbinische Schriftthum, über die Zustände unter den Juden, und wie man christlicherseits dieselben für die Wahrheit des Evangeliums zu gewinnen suchen solle.

Die Einnahmen des Jahres 1728 beliefen sich bereits auf fast 300 Thaler; sie wuchsen dann aber, und bald flossen ihm Beiträge aus ganz Deutschland, Russland, Dänemark, England, Oesterreich und Italien zu. Die ihm dargebotenen Mittel unbenutzt liegen zu lassen, gestattete Callenberg sein zartes Gewissen nicht. Denn er war in seltenem Maasse von dem Gefühle durchdrungen, dass er für die Verwaltung der ihm von Gott und für sein Reich übergebenen Mittel werde Rechenschaft geben müssen. Im März 1730 berichtet er denn auch, dass bereits eine Druckerei mit hebräischen, deutschen, jüdisch-deutschen und arabischen Lettern vorhanden sei. Bei der Druckerei seien 3 bekehrte Juden beschäftigt, nämlich Frommann, damals noch Student der Medizin, der Schriften in hebräischer, rabbinischer und jüdisch-deutscher Sprache ausarbeite, ein anderer, der zu copiren habe, und ein dritter, welchen das Institutum ganz erhalte, indem er die Stelle des Setzers in der Druckerei einnehme.

Herausgekommen seien bis dahin, also im Laufe von zwei Jahren, in jüdisch-deutscher Sprache das Licht am Abend, ein Brief an die Judenschaft und die Bergpredigt; im Drucke befänden sich das Evangelium und die Apostelgeschichte des Lucas; in arabischer Sprache Luthers Katechismus, ein Stück der Bergpredigt, der Anfang der christlichen Lehre von A. H. Franke und des Apostel Paulus Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, von Freilinghausen endlich die Ordnung des Heils.

Callenberg aber erkannte jetzt auch bereits, dass er auf die Herstellung einer Missionsliteratur Bedacht zu nehmen habe, die nach einem ganz bestimmten Plan erwachsen müsse. Vor allem käme es darauf an, das Neue Testament theils mit kürzeren, theils mit ausführlicheren Erklärungen und Anmerkungen herauszugeben, in den letzteren die Einwürfe der Juden zu widerlegen und die Uebereinstimmung beider Testamente darzuthun, Stellen aus dem Alten Testamente, welche vom Messias handeln, den Juden gründlich zu erklären und ihnen ausführlich zu beweisen, dass auch das Neue Testament Gottes Wort sei, Schriften herauszugeben, welche die christliche Lehre im Zusammenhange darlegen und dieselbe durch das Alte Testament zu stützen, aber auch andere erscheinen zu lassen, welche die Widerlegung der jüdischen Irrthümer und Vorurtheile zum Zwecke hätten; ferner eine kurzgefasste Kirchengeschichte zu liefern, welche den jüdischen Verunstaltungen und Verdrehungen der christlichen

Kirchengeschichte entgegenzutreten hätte, und eine Schrift darzubieten, die sich mit den verschiedenen Kirchen der Gegenwart beschäftige und dieselben an der Lehre des Neuen Testaments prüfe, damit den Juden einerseits der Anstoss der Spaltung der christlichen Kirche aus dem Wege geräumt würde, und damit dieselben andererseits wüssten, an welche der vorhandenen Kirchen sie sich anschliessen sollten.

So klar erkannte Callenberg bald die Bedürfnisse, die eine ihrer Aufgabe entsprechenden Missionsliteratur zu befriedigen habe; und an diesem Punkte trat es sogleich zu Tage, dass er in hohem Grade dazu berufen war, auf diesem Gebiete unter seinen Zeitgenossen die Führung zu übernehmen.

Ein Ueberschlag über die ihm zufließenden Gelder sagte ihm aber auch, dass er sich auf die literarische Thätigkeit nicht zu beschränken habe, sondern dass ihm die Mittel für eine darüber hinaus zu entfaltende Thätigkeit geboten wären. Sofort war er deshalb entschlossen, noch an einer anderen Stelle einzusetzen, die eben so laut und dringend die Hilfe der Christen, denen das Wohl der Juden am Herzen lag, erforderte. Den elenden Zustand vieler Proselyten hatte schon A. H. Franke das vornehmste Hinderniss, dass sich die Juden nicht zu Christo bekehren wollten, genannt. Dieses Wort seines Lehrers und die eigene Erfahrung Callenbergs führten denselben zu der Erkenntniss, dass es hier dringend nöthig sei, die bessernde Hand anzulegen.

Unter dem 8. August 1729 liess er denn auch bereits eine „Nachricht, betreffend einige Fürsorge für diejenigen Juden, welche die christliche Religion angenommen haben“, ausgehen. Hier bezeugt er nun den Christen die traurige Lage vieler Proselyten, welche die Juden abschrecken müsse, das Christenthum anzunehmen. Viele dieser Proselyten hätten während ihrer Zubereitung zur Taufe keine gründliche Erkenntniss von dem rechtschaffenen Wesen in Christo erlangt, und die meisten seien dann auch um die Erlangung einer besseren Erkenntniss unbekümmert, sondern wanderten nur als Bettler von Ort zu Ort und kämen hierbei oft völlig um allen christlichen Sinn.

Die ihm Ende des vergangenen Jahres übergebene grössere Summe habe aber in ihm den Vorsatz wach gerufen, was er an seinem Theile dazu beitragen könne, zu thun, damit dem Elend der herumwandernden Proselyten ein Ende gemacht werde. Die Beiträge der Freunde des Institutum hätten ihn in den Stand

gesetzt, 200 Thaler als ein Kapital, das jährlich 12 Thaler Zinsen abwürfe, zurückzulegen. So klein diese Summe sei, habe er sich doch vorgenommen, von derselben wenigstens den besten Gebrauch zu machen. Er habe also daran gedacht, da die Zahl der durch Halle wandernden Proselyten eine sehr bedeutende sei, ihrer grossen Unwissenheit und Herzensverkehrtheit doch ein wenig abzuhelfen. Ein alter frommer Candidat (Leichner) habe sich erboten, ihm hierin ohne jeden Entgelt behilflich zu sein. So wolle er nun jeden durchreisenden Proselyten zunächst drei Tage in Halle behalten, demselben für jeden Tag drei Groschen geben und ihn durch den betreffenden Candidaten täglich zwei Stunden unterrichten lassen; selbst aber wolle er am letzten Tage, so viel es seine Geschäfte erlaubten, mit jedem dieser Wanderer, ehe er nun Halle wieder verlasse, noch einmal sprechen. Käme mehr Geld ein, dann solle die Zeit, die ein solcher durchreisender Proselyt in Halle zurückgehalten und aufgenommen würde, um ihm Unterricht und Pflege angedeihen zu lassen, auf eine oder zwei bis vier Wochen ausgedehnt werden, damit so für das geistliche Wohl der armen Leute gesorgt werden könne; zugleich aber wolle er Erkundigungen einziehen, wo sie sich bleibend ihr Brot erwerben könnten, damit ihrem unsteten Leben ein Ziel gesetzt werde. Der Setzer des Institutum war auf diese Weise z. B. zu einem festen Brote gebracht worden. Alle Arbeit, die das Institutum zu verrichten hatte, liess Callenberg überhaupt, so weit es irgend anging, durch Proselyten geschehen. Im Jahre 1730 aber konnte bereits die Aufenthaltszeit für die Durchwandernden auf acht Tage festgesetzt werden.

Den in Halle wohnhaften Proselyten hielt Callenberg seit 1730 an jedem Sonntag Abend zwischen 6 und 7 Uhr eine Erbauungsstunde, der auch andere Christen beiwohnten; und den Unterstützungsbedürftigen unter diesen Proselyten wurde nach Möglichkeit unter die Arme gegriffen, insbesondere aber die Theilnahme der Christen für sie angesprochen.

Ernste Sorge widmete Callenberg den sich zur Taufe meldenden Juden. Er suchte sich durch Erkundigungen, die auch selbst bei Juden in vorsichtiger Weise eingezogen wurden, über den Charakter derselben Gewissheit zu verschaffen, und wandte sich, wenn die Nachrichten günstig lauteten, an das Stadtministerium in Halle oder an andere Orte, die sich stets willig zeigten, von

Callenberg empfohlene Katechumenen aufzunehmen und für ihren Unterhalt während des Unterrichts Sorge zu tragen.

Zur Förderung seines Unternehmens erhielt Callenberg auch schon früh von sehr verschiedenen Seiten her Bücher zugeschickt, die für das Institutum von Interesse sein mussten, und bildeten dieselben dann den ersten Grundstock der nachmaligen und nicht ganz unbedeutenden Bibliothek der Missionsanstalt.

4. Zur Charakterisirung der Mission des Institutum.

Callenberg, Neue Summarische Nachricht S. 19 ff. Stephan Schultz, Kurze Nachricht von einer zum Heile der Juden und Muhammedaner errichteten Anstalt.

Am 9. Oktober 1730 kam ein Magister Johann Georg Widmann zu Professor Callenberg in Halle. Er theilte demselben mit, dass er seit Mitte des Jahres 1728 Reisen unter den Juden Ungarns und Polens gemacht habe, um dieselben zur Erkenntniss Christi zu führen, und dass er von ihnen vielfach sehr wohl aufgenommen worden sei. In Wien habe er dann eine Anzahl der von dem Professor herausgegebenen Schriften durch Freunde des Callenberg'schen Unternehmens erhalten und sei von ihnen aufgefordert worden, diese unter den Juden zu verbreiten. Das habe er auch und mit gutem Erfolge gethan. Mehrere angesehene Evangelische in Wien hätten ihm dann aber gerathen, nach Halle zu gehen, um sein Werk in Verbindung mit Callenberg fortzusetzen. Dem Rathe sei er gefolgt und er wolle nun den Professor bitten, ihm eine Anzahl seiner Bücher zu übergeben, damit er dieselben auf seinen weiteren Reisen unter den Juden verbreiten könne. Callenberg war dieser Vorschlag ganz genehm, doch wollte er zuvor Widmann näher kennen lernen. Er forderte ihn deshalb auf, sich einige Zeit in Halle aufzuhalten, und Widmann ging gern darauf ein. Professor Callenberg bat indess den Studiosus Johann Andreas Manitius, dem er besonderes Vertrauen schenkte, sich mit Widmann bekannt zu machen, und ihm zu sagen, welchen Eindruck er von demselben erhalten habe. Manitius wurde durch den Ernst Widmanns für denselben sehr eingenommen, und die Erzählungen des Magisters von seinen Reisen unter den Juden erweckten in dem Studenten den lebhaften Wunsch, vereint mit Widmann und in der von diesem geschilderten Weise die Juden gleichfalls aufzusuchen.

Nachdem aber die beiden Theologen über eine gemeinsame Missionsreise mit einander eins geworden waren, setzten sie Callenberg hiervon in Kenntniss, und derselbe sprach ihnen seine Bereitwilligkeit aus, sie bei ihrem Unternehmen zu unterstützen, und „so lange sie solche Reisen in christlicher Ordnung und auf eine Studenten der Theologie anständige Art verrichteten, ihnen den nothdürftigen Unterhalt zu reichen“. Mit diesem Versprechen händigte er ihnen zunächst eine kleine Summe Geldes für die von ihnen selbst zunächst ins Auge gefasste Reise und 600 Exemplare der von ihm herausgegebenen Bücher zur Vertheilung unter den Juden ein.

Am 16. November 1730 begannen also Widmann und Manitius die erste Missionsreise, welche in Verbindung mit dem Institutum Judaicum geschah.

Von da ab hat aber das Missionswerk des Institutum seine feste und bleibende Gestalt gewonnen. Zwei noch nicht im Amte stehende Theologen hatten sich Callenberg zu Missionsreisen unter den Juden zur Verfügung gestellt. Gerade derartige Personen aber waren schon von Wagenseil und anderen Freunden der Juden für die Ausübung eines eigentlichen Missionswerkes unter denselben als die geeignetesten Persönlichkeiten angesehen worden. Und da sich jetzt ungesucht die Gelegenheit bot, den theoretisch erörterten Plan in die Wirklichkeit überzusetzen, wollte auch Callenberg dieselbe nicht unbenutzt vorübergehen lassen, wiewohl er mit Bedenken und sehr vorsichtig an das Werk herantrat.

Nach vielen Beziehungen mussten aber auch in der That Theologen, welche ihre Universitätsstudien beendet hatten, für ein Missionswerk unter den damaligen Juden als die Persönlichkeiten erscheinen, welche am meisten dazu geeignet seien, für einige Zeit ihre Kräfte der Judenmission zu widmen. Callenberg dachte niemals an lebenslang anzustellende und pensionsberechtigte Missionare, wie er ja auch den Namen Missionare und Mission in seinem Werke geflissentlich vermied. Schon die ihm zur Verfügung stehenden Mittel liessen ihn im Anfange nicht daran denken, Männer anzustellen, welche die Mission zu ihrem bleibenden Lebensberufe erwählten, sich verheiratheten und nun bis an ihr Ende hätten versorgt werden müssen. Nie und auch nicht, als die reichlicher zufließenden Beiträge, an eine Erweiterung des begonnenen Werkes zu einem Missionsunternehmen in solcher Gestalt zu denken die Veranlassung hätten geben können, ist

Callenberg hierzu fortgeschritten; vielleicht schon deshalb nicht, weil er weiter ausgehende Pläne überhaupt niemals gern fasste. Sondern sein Plan blieb immer derselbe: es sollten sich Candidaten, ehe sie das Pfarramt übernahmen, für einige Jahre dem Institutum für die Arbeit unter den Juden zur Verfügung stellen. Stets gar zu ängstlich besorgt, nicht eigenwillige Wege zu gehen, wollte Callenberg in dem Einlaufen oder Ausbleiben der Geldmittel die Weisung erblicken, ob er das angefangene Werk fortführen oder einstellen solle. Auch deshalb eben wollte er es stets nur mit Persönlichkeiten zu thun haben, die ihm keine zu grossen Verbindlichkeiten auferlegten, und immer in der Lage sein, das Verhältniss mit ihnen leicht zu lösen.

Freilich sind alle diese Einzelheiten aber auch für Callenberg charakteristisch und zeigen, dass er an der pietistischen Aengstlichkeit in zu hohem Maasse litt. Hätte er sich von derselben ermannen können, dann würde er sich nicht immer von den Verhältnissen haben schieben und zwingen lassen, vorwärts zu gehen, sondern er würde in den zum Fortschreiten einladenden Verhältnissen einen Wink Gottes erkannt haben, frischer, fröhlicher, umfangreicher und in viel grösserem Geiste das Missionswerk aufzunehmen. Jene erste Judenmission hätte alsdann ganz andere Maasse angenommen und wäre nicht in allzu bescheidenen Verhältnissen geblieben, wie es thatsächlich der Fall war. Sie hat ihre Kraft nicht entfalten können, weil ihr Callenberg dies nicht recht gestattete, und doch waren die innere Anlage und die inneren Bedingungen für ein grösseres Werk damals wohl vorhanden.

Der Pietismus des Gründers der ersten evangelischen Judenmission war, wie früher gesagt, die Triebkraft gewesen, aus welcher dieses Werk erwuchs, aber er wurde auch die hemmende Schranke desselben. Denn nicht zum wenigsten freilich lag es an dem historischen Pietismus, dass diese Pflanze nicht zu einem wahrhaft starken Lebensbaum heranwuchs, sondern dass sie, wengleich gesund, doch zart blieb. Die Persönlichkeit Callenbergs verkündigte es gewissermaassen von vornherein, was dieses Missionsunternehmen leisten und was es nicht leisten werde.

Freilich die Verwendung junger Theologen war, wenn man die Geschichte des Institutum überblickt, kein Fehler. Mangelte es einigen derselben zuerst noch an gereifterer christlicher Erfahrung, so belebte sie anderseits doch ein frischer Muth; sie

waren ungetheilt bei der Arbeit, von der Sorge für Weib und Kind unbeschwert, fühlten als junge Männer nicht so schwer wie Aeltere die Entbehrungen, welche ihnen auferlegt waren, liessen sich an den bescheidensten äusseren Verhältnissen genügen und wuchsen oft sehr schnell in ihr Amt hinein. Wenn sie dann in den Pfarrdienst traten, brachten sie in denselben eine grössere Erfahrung als die meisten ihrer Amtsgenossen mit, und nicht wenige von ihnen haben sich in ihren späteren Stellungen im besonderen Maasse bewährt.

Ueber ihre Thätigkeit und Erlebnisse mussten die Missionare Tagebücher führen, die Anfangs nebst allem, was sonst bei dem Institutum vorfiel, Callenbergs Berichte in ihrer vollen Ausführlichkeit mittheilen, später aber in verkürzter Gestalt wiedergeben. Es erschienen so ein Bericht mit 16 Fortsetzungen, Relation von einer weiteren Bemühung u. s. w. 30 Stück, Christliche Bereisung der Judenörter 4 Stück, und Fortwährende Bemühung um das Heil des jüdischen Volkes 9 Stück, das alles den Zeitraum von 1728—1758 umfassend. Sind diese Berichte ungemein weit-schweifig und bringen sie, wie es in der Natur der Sache liegt, eine Häufung von Gesprächen und Vorgängen, die einander sehr ähnlich sind, so dass sie den Leser oft ermüden, so gewähren sie anderseits doch auch den vollen Einblick in die Art der Missionare, in ihr Thun und Treiben und in die Zustände der Juden, mit denen es die damaligen Glaubensboten zu thun hatten.

Aus diesen Berichten erkennen wir denn auch, mit welcher Energie, Umsicht und Tüchtigkeit die ersten und verschiedene der späteren Missionare an ihr Werk gegangen sind, und wie gesund die Grundsätze waren, nach denen diese erste Mission verfuhr.

Zunächst waren die Abgesandten des Institutum den grössten Theil des Jahres über auf Reisen, und verhältnissmässig kurz zugemessen waren die Ruhezeiten, welche sie in Halle zubrachten, um sich leiblich und geistig zu stärken, in ihren Studien sich zu vervollkommen und Callenberg zur Hand zu gehen.

Der eigentliche Schwerpunkt der Wirksamkeit des Institutum fiel in die Missionsreisen. Mit Taufen hatten es die Missionare, die gar nicht einmal die Ordination empfangen hatten, in keinem Falle zu thun. Juden, welche durch sie angeregt zum Christenthum übertreten wollten, wiesen sie in evangelischen Ländern an die Geistlichen des Ortes oder der Umgegend, und in den katho-

lischen gaben sie ihnen den Rath, sich in evangelische Gebiete zu begeben. Von selbst kamen manche dieser Taufbewerber nach Halle, aber nur einige behielt man dort zum Unterricht, der dann auch wohl von den Missionaren, wenn sie gerade dasselbst anwesend waren, ertheilt wurde. Aber die ganze Thätigkeit, welche mit der Aufnahme von Juden in die christliche Kirche zusammenhing, wies das Institutum grundsätzlich der Kirche zu und griff hier nur im Nothfalle und nur ergänzend ein.

Freilich aber galt es in der damaligen Zeit noch als selbstverständlich, dass dieser Theil der Arbeit der eigentlichen Kirche zufiele, und die missionirende Thätigkeit konnte daher auch mit jeder anderen unvermengt bleiben.

Im weitesten Umfange aber sollten die Missionsreisen unternommen werden. Nachdem einmal die Reisen in das Programm Callenbergs aufgenommen waren, brachten die Erfahrungen derselben die Missionare und Callenberg mit ihnen ziemlich schnell zu dem Entschlusse, nun auch die Juden weithin aufzusuchen. Wenige Jahre reichten für beide hin, um in ihnen den Wunsch zu erwecken, dass, so weit es irgend anginge, die Juden mit dem Evangelium aufgesucht und es ihnen womöglich allerwärts zum Bewusstsein gebracht werden möchte, dass die christliche Kirche auf die Juden überall Anspruch erhebe und dass sie für alle das Evangelium als die Kraft, welche sie selig machen kann, erkenne. In diesem Stücke trat die Aengstlichkeit Callenbergs durchaus zurück, und erfüllte ihn vielmehr das christliche Bewusstsein mit seiner ganzen erhabenen Grösse; wie denn überhaupt in dem Manne hohe und bedeutende Züge neben mancher Beschränktheit zu Tage treten und kühne, grosse Gedanken mit einer gewissen Geistesenge kämpfen.

Der Plan, welcher hernach auch in der That zum Theil ausgeführt worden ist, war also, dass die Juden nicht bloss in ganz Europa, sondern auch ausserhalb desselben aufgesucht werden, und dabei die Missionare sich womöglich in immer neue Gegenden wenden sollten. Callenberg schreibt Fortsetzung 10, 181 in einer „Richtschnur der Reisenden bei dem Instituto“ unter dem 13. November 1732, also 4 Jahre nach Errichtung der Anstalt: „Es erfordert die Billigkeit, dass man, wie denn bereits in der Neuen summarischen Nachricht (August 1732) gemeldet worden war, dass das Institutum auf die gesammte in der ganzen Welt zerstreute Judenschaft gehe, diese Billigkeit,

die man allen schuldig ist, auch allen erzeige. Die Orte aber, in welchen Gott die Gemüther zu einer Aufmerksamkeit zu erregen scheint, kommen auch in besonderen Betracht. Desgleichen sind solche Orte, dahin wir von anderen christlichen und verständigen Männern gleichsam gewiesen worden, in mehr Erwägung zu ziehen. Orte, wohin die Reisenden wieder zu kommen von den Juden selbst veranlasst werden, sind vor anderen zu besuchen. Ich verstehe aber unter solcher Veranlassung dieses, wenn sie das Wort begierig und mit Vergnügen anhören, wenn sie mehr von unsern Büchern verlangen und wenn sie ausdrücklich um die Wiederkunft bitten. Auch die Orte, da sich Proselyten aufhalten, sind öfters zu besuchen. Wo an einem Orte ein wider das ungläubige Judenthum dienendes Zeugniß der Wahrheit aufzusuchen ist, dahin wird man auch von Gott gleichsam gerufen; wie auch an Orte, wo Rabbiner und Juden besondere Einsichten haben.“

II. Gewöhnlich begaben sich die Missionare zu zweien, zuweilen auch zu dreien, und einmal sogar vier auf die Reisen. Wenn es vermieden werden konnte, liess man sie nicht einzeln gehen, und das war eine weise, oft unerlässliche Maassregel. Die Gemeinschaft wurde ihnen zur inneren Stärkung, zumal in Gegenden, wo sie keine Glaubensgenossen fanden; und in allen äusseren Beziehungen wurden sie sich gegenseitig zur Hilfe, zum Schutz in Gefahren und zur Pflege in Krankheiten, so dass sie nicht verlassen waren. Auf einer einzelnen Reise hatten sie der Regel nach 6 bis 700 Meilen zurückzulegen, und geschahen Reisen von geringerer Ausdehnung, so wird dies in den Berichten ausdrücklich hervorgehoben.

Die Missionare selbst aber hatten den Auftrag, sich in mündlichen Unterredungen an die Juden zu wenden und ihnen die Schriften des Institutum zu übergeben. Die Missionare reisten, wo es irgend anging, zu Fuss und besuchten unterschiedslos grosse und kleine, ja oft die kleinsten Orte, wo Juden wohnten. Mit unglaublicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit haben es sich die Halle'schen Sendboten angelegen sein lassen, die Juden in denjenigen Gebieten, in welche sie sich jedesmal nach gemeinschaftlicher Berathung mit Callenberg begaben, aufzusuchen. Sie redeten dann aber dieselben ebensowohl auf der Strasse als in Kaufäden und Häusern, besonders häufig in Synagogen und in Schulstuben, auch auf Schiffen und Landstrassen an. Ohne sich denselben aufzudrängen, liessen sie es sich doch angelegen sein, so viel an ihnen lag, allen Juden des Ortes, in den sie gekommen

waren ohne Unterschied ihres Alters, ihres Geschlechts und ihrer Lebensstellung ihr Zeugniß entgegenzubringen.

In keiner folgenden und in keiner früheren Zeit sind so viele Juden von dem Evangelium persönlich erreicht worden als in der Zeit, wo Callenberg dem Institutum Judaicum vorstand. Weithin wurde denn auch dasselbe in der Judenschaft bekannt; und wenn die Missionare in Länder oder Provinzen kamen, welche sie bis dahin noch nicht betreten hatten, sahen sie oft, dass bereits das Gerücht von ihnen auch dahin gedungen war.

Die sociale Stellung der damaligen Juden erleichterte aber allerdings den Missionaren den Zutritt zu denselben. Sind gegenwärtig oft die gebildeteren und reicheren Juden für den mündlichen Verkehr dem Missionar fast unerreichbar, so war dies damals nicht der Fall. Wenigstens äusserlich betrachtet, hielt kaum ein Jude sich für zu gut mit den christlichen Glaubensboten zu verkehren. Die Kenntniß des Hebräischen und der jüdischen Sitten aber, welche alle bedeutenderen Missionare des Institutum in hohem Maasse besaßen, erleichterte ihnen den Verkehr mit den Juden. Man betrachtete sie nicht als unwissende Leute, sondern erkannte ihre geistige Ebenbürtigkeit an.

Andererseits sprach aber die anspruchslose Erscheinung, in welcher diese Männer ihnen entgegentraten, zu sehr für die Uneigennützigkeit ihrer Personen und Absichten, als dass man ihnen hätte vorwerfen können, sie hätten ihren Beruf irgendwie um des äusseren Vortheiles willen erwählt. Hochbepackt, ihre Wäsche, Bücher und die nöthigsten Kleidungsstücke in einem der Regel nach 70 Pfund schweren Bündel auf dem Rücken mit sich tragend, zogen diese Missionare aus und wanderten so von Ort zu Ort.

Anfangs erhielten die ersten Missionare Widmann und Manitus einen Wochengehalt von 4 Mark, später wurde derselbe gesteigert. Widmann empfing zuletzt wöchentlich 5 Mark 25 Pfennig, Manitus 5 Mark und beide das Jahr über 9 bis 12 Mark für Kleidung. Stephan Schultz schreibt in seiner ferneren Nachricht 13, S. 4: Anfänglich hatte ich aus der Kasse des Institutum wöchentlich 1 Thaler 6 Groschen, und das musste zum Essen und Trinken, zu Kleidern und Schuhen hinreichen. Nach drei Jahren empfing ich zu meinem Unterhalt 6 Groschen Zulage; diese Zulage wuchs endlich, als ich dem Institutum 15 Jahre gedient hatte, bis auf 2 Thaler 3 Groschen (6 Mark 40

Pfennige) die Woche. Und mit diesem grossen Gehalt ging ich auf die Reise in den Orient. Mein seliger Woltersdorf hatte als der zweite Mitarbeiter 1 Thaler 18 Groschen die Woche (5 Mark 25 Pfennig). Wer aber weiss nicht, wie kostbar die Reisen in Europa sind, die man doch mit den orientalischen in Absicht auf die Ausgaben nicht vergleichen kann. Doch würde mich und meine Reisegefährten unser Herr fragen: „Habt ihr auch je Mangel gelitten?“ so würden wir antworten: „Herr, nie keinen“. Denn bei unserem Gehalt konnten wir nicht als grosse Leute herfahren, sondern schränkten uns nach dem Sprüchwort ein: „Mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus“. Und in seiner kurzen Nachricht S. 12 sagt St. Schultz: „Mit diesem Gehalt mussten sie alles, was zu ihrem Unterhalt nöthig war, bestreiten; doch kamen sie damit durch, weil sie ihre Reisen mehrentheils zu Fuss verrichteten, in geringer Gestalt einhergingen und daher von den Gastwirthen selten übertheuert wurden. Nächstens fanden sich wohl mildthätige Personen, die, wenn ihnen der Zweck der Reise bekannt war, sie auf einige Tage hindurch frei erhielten.“ Dass aber die Missionare bei solcher äusseren Ausstattung und Versorgung „honneten Handwerksburschen“ glichen, wie St. Schultz einmal, ganz zufrieden damit, dass die Sache so stand, schreibt, ist wohl erklärlich.

Dieser eine Umstand nun zeigt es sogleich, dass es eine opfervolle Aufgabe war, welche diese jungen Männer auf sich genommen hatten. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, in eine andere Lage zu kommen; denn wiederholt wurden ihnen von Christen, welche sie kennen gelernt oder predigen gehört hatten, wohl dotirte Pfarrstellen und andere ansehnliche Aemter angeboten; aber so lange es das Interesse des Missionsberufes zu fordern schien, lehnten gerade die hervorragendsten unter ihnen alle derartigen Anerbietungen ab.

Ungemeine Mühen, Entbehrungen, Strapazen und grosse Gefahren haben Widmann und Manitius, die ersten Missionare und nach ihnen noch andere derselben sich es in ihrem Berufe kosten lassen. In Wind und Wetter, unter Schneegestöber und in dem sengenden Sonnenbrande des Sommers pilgerten die schwerbeladenen Glaubensboten ihre Strasse dahin, oft auf den schlechtesten Wegen, durch unwirthliche Gegenden, durch unsichere Strecken und durch die meilenweiten, menschenleeren Wälder Polens. Wiederholt wurden sie an den Thoren der Städte

als vermeintliche Bettelstudenten abgewiesen oder ihnen Polizeisoldaten nachgesandt, um zu verhindern, dass sie Almosen sammelten. Wenn sie am Abende müde in einer Herberge einkehren wollten, wies man sie nicht selten ab, weil man ihnen bei ihrer geringen Erscheinung nicht zutraute, dass sie bezahlen würden oder dem Wirthe etwas Ordentliches zu verdienen geben können. Monate lang war eine Streu ihr Lager, und kamen sie in kein Bette; aber selbst für eine solche Nachtruhe waren sie dankbar und häufig genug mussten sie selbst auf eine Streu verzichten und im Freien übernachten, oder auf Bänken und den blossen Dielen liegend die Erholung für den vom langen Wandern ermüdeten Leib suchen.

Ueber dies alles hören wir sie aber in ihren ausführlichen Berichten, die sonst alle ihre Gemüthsstimmungen wiedergeben, niemals klagen. Sie nahmen Derartiges offenbar als selbstverständliche Zugabe des Missionsberufes mit in den Kauf. Wenn die unaufhörlichen Entbehrungen und Strapazen Manitius und Widmann wiederholt auf das Krankenlager warfen, wenn die Missionare besonders in Polen, Ungarn, Russland, Italien und im Orient unter einer Bevölkerung, welche gar keine Theilnahme für sie fühlte, von allen verlassen daniederlagen, trugen sie auch dies ohne Murren. In der That, wenn nicht eine grosse Missionsliebe und ein grosser Missionseifer ihr Herz beseelte, dann war es nicht möglich, dass sich diese jungen Männer eine ganze Reihe von Jahren einem solchen Berufe widmeten. Die Schule der Noth und der Entbehrungen hat sie aber innerlich nur reifen lassen, sie hat auch die schwärmerischen Neigungen eines Widmann wesentlich gemässigt und hat andere dieser Missionare zu besonders bewährten christlichen Charakteren herangebildet.

Hatten nun die Missionare zunächst den mündlichen Verkehr mit den Juden zu suchen und ihre Schriften unter ihnen zu verbreiten, so waren sie ausserdem aber auch angewiesen, überall, wohin sie kamen, sich nach den etwa daselbst vorhandenen Proselyten zu erkundigen, den geistlichen Zustand derselben zu untersuchen, sie zu stärken und zu ermahnen und die Geistlichen sowie auch andere Christen zu treuer Fürsorge für dieselben zu ermuntern. Diesen Theil ihrer Aufgabe haben Widmann und Manitius und nach ihnen die meisten anderen Halle'schen Missionare nicht weniger eifrig ausgerichtet. Die Berichte des Insti-

tutum zeigen es, mit welcher Sorgfalt sie überall nach den Proselyten forschten, wie eingehend sie mit denselben verkehrten, in wie vielen Fällen sie Sichere unter denselben aufschreckten, Weltlichgesinnten an das Gewissen drangen, Schwankende befestigten, Treue stärkten und trösteten. Die lange vernachlässigte Proselytenpflege wurde, so lange Callenberg an der Spitze des Institutum stand, von den Missionaren desselben in anerkannter werthester Weise geübt.

Ausserdem aber liessen es sich diese Missionare angelegen sein, überall mit den evangelischen Geistlichen in Verbindung zu treten und diese, sowie die christlichen Gemeinden durch Predigten an ihre Pflicht gegen die Juden zu erinnern. Sie haben auch in diesem Stücke sehr viel Gutes gestiftet; und die zahlreichen Briefe, welche Professor Callenberg nach dem Besuche seiner Missionare aus den verschiedensten Ländern und von den verschiedensten Orten und Personen empfing, die Liebesgaben, welche nach persönlich gewonnener Kenntniss der Missionare dem Institutum neu zuflossen, die eifrigen Anfragen vieler Christen in Halle nach dem Fortgange des Werkes, die Bereitwilligkeit von vielen Geistlichen und Städten, auf die Bitte Callenbergs oder seiner Missionare einzugehen und Juden, die sich zum Taufunterricht meldeten, bei sich aufzunehmen und sie bis zur Taufe zu versorgen, die Legate, welche wiederholt dem Institutum ausgesetzt wurden, waren ein deutlicher Beweis, dass es dieser Mission gelungen war, die Herzen vieler Christen für das Werk an den Juden zu erwärmen.

Für die Verwendung von Proselyten als Missionare war man in Callenbergs Institutum nicht. In Schultz' „Leitungen des Höchsten“ 3, 31 ff. wird einem reformirten Geistlichen, welcher im Jahr 1749 solche Persönlichkeiten für dieses Werk vorschlägt, geantwortet. Der Prediger hatte geäussert, dass geborene Juden darum für den Missionsberuf unter den Ihrigen geeigneter wären, weil sie 1) die hebräische, rabbinische und gemeinjüdische Sprache besser als die Gelehrten unter den Christen verstünden; 2) ihr Volk, dessen Natur und Ausflüchte gegen das Christenthum ganz genau kennten; 3) weil sie eine patriotische Neigung und Liebe zu ihrem Volke hätten, welche ein Christ wegen der von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile gegen das jüdische Volk nicht haben könne; 4) weil sie sich am Besten zu ihrem Volk heruntorzulassen verstehen würden, und insbesondere frühere Rabbiner

an Dürftigkeit gewöhnt seien, so dass sie ohne vielen Kampf in geringer Gestalt den Elenden ihres Volkes nachgehen würden, und weil 5) das jüdische Volk geborenen Juden eher Glauben schenken würde, wenn sie ihnen die christliche Wahrheit vortrügen, weil sie meinten, dass der von christlichen Eltern Geborene das glaube, was seine Eltern glaubten, während sie sähen, dass der Andere aus dem Irrthum der jüdischen Lehre durch die Erleuchtung Gottes zur Erkenntniss der Wahrheit der christlichen Religion gekommen sei.

Hierauf antwortete aber Schultz, dass unter tausend gelehrten Juden der damaligen Zeit kaum einer die hebräische und rabbinische Sprache nach der Grammatik verstehe, denn sie seien auch hier unstät und flüchtig, und ebenso wenig Schriftverständniss fände man unter ihnen. Die ungelehrten Juden aber taugten, weil ihnen die Vorbildung fehle, nicht zu Mitarbeitern am Institutum. Junge Juden, welche zum Christenthum überträten, einen ordentlichen Unterricht genössen und dann studirten, dürften allerdings in das christliche Predigtamt befördert werden, aber dann wären sie auch nicht besser als alle anderen daran. Ein für die Seinen eingenommener Jude aber kenne bei Weitem nicht so gründlich den Stolz, die Eigenliebe, den Aberglauben, den Unglauben, die Hartnäckigkeit und Widerspänstigkeit der Juden als ein anderer Christ, welcher die Sprachen gründlich studirt habe. Die getauften Juden hätten dazu entweder einen schrecklichen Hass gegen ihr Volk oder hegten einen Patriotismus, der eine Art heimlichen Judenthums sei, und in beiden Fällen taugten sie nicht zu Missionaren. Ein geborener Christ aber, der sich zu diesem Werk gebrauchen lassen wolle, werde alle Vorurtheile abgelegt haben, sonst werde er sich für die saure Mühe und Arbeit freundlich bedanken. Viele der jüdischen Proselyten seien voll Stolzes und Hoffahrt und nicht zur Verleugnung der Welt und ihrer selbst zu bringen. „Ja Lektoren, Pastoren und Professoren wollen sie sein, aber nicht in der Gestalt eines armen Handwerksburschen einhergehen und sich zum Elend ihres Volkes herunterlassen. Endlich aber haben die Juden selbst einen unauslöschlichen Hass gegen die Proselyten und fluchen und meiden sie, soweit sie können.“

Nur einmal hat das Institutum von diesem Grundsatz, geborene Juden nicht als eigentliche Missionare zu verwenden, eine eigenthümliche Ausnahme gemacht. Es beschäftigte sonst

wohl den vortrefflichen J. Frommann literarisch und verwerthete Proselyten in der Missionsbuchdruckerei, aber keinen von diesen sandte es missionirend aus. Dagegen erzählen die früheren Berichte, dass ein nur mit den Anfangsbuchstaben genannter Rabbiner J. E., den die Missionare in London kennen gelernt hatten, 1737 zu ihnen nach Halle gekommen sei, um dort von ihnen weiteren Unterricht zu empfangen. Dieser nun bat den Professor Callenberg, als die Missionare wieder auf ihre Reisen gingen, und er nicht allein in Halle zurückbleiben wollte, um die Erlaubniss, jene Sendboten für einige Zeit begleiten zu dürfen, um bei dieser Gelegenheit für seine eigene Person zu völliger Klarheit zu gelangen und es seinen Glaubensgenossen zugleich zu bezeugen, was ihm bereits das Evangelium geworden wäre. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Einige Monate reiste der Rabbiner mit Widmann und Manitius und wurde endlich von denselben in Königsberg zurückgelassen, weil sie inzwischen erkannt hatten, dass es ihm nöthig sei, selbst erst noch zu lernen und in keiner Weise andere zu lehren. Er wurde dortigen Geistlichen überwiesen, welche das Werk an ihm fortsetzen sollten. An eine eigentliche Verwendung eines Juden als Missionar war also auch in diesem Falle nicht gedacht worden.

Alle die Fragen und alle die Punkte, welche hernach stets die Mission beschäftigt haben, sind eben bereits im Halle'schen Institutum erwogen worden, und dies mit einer Nüchternheit, Klarheit, Umsicht, Verständniss und Eifer für die Sache, dass diese Mission stets die Lehrmeisterin aller evangelischen Missionsarbeit unter den Juden sein wird, und man von ihr auch unter den vielfach veränderten Verhältnissen noch sehr viel lernen können.

5. Die Missionare Widmann und Manitius.

Die Persönlichkeit des älteren unter den beiden gleichzeitig in den Dienst des Institutum tretenden Missionaren, des Magisters Johann Georg Widmann, ist eine ganz eigenthümliche. Nachdem sich derselbe in Begleitung von Manitius unter Einwilligung Callenbergs auf Missionsreisen begeben hatte, liefen bei dem Professor sehr ungünstige Berichte über ihn ein. Die Halle'sche Waisenhausbibliothek, welche den kümmerlichen Rest der Bibliothek und der Correspondenz des Institutum besitzt, enthält weitläufige Verhandlungen, welche sich an die in Halle eingelaufenen

Beschuldigungen Widmanns schlossen. Völlige Klarheit erlangt man hier aber über die Verhältnisse des Mannes nicht, und nur der Eindruck bleibt, dass Widmann eine merkwürdige Persönlichkeit war.

In der That, dieser den Jahren nach ältere der beiden ersten Missionare des Institutum war ein seltsamer Mensch, der bis zu seinem Lebensende die merkwürdigsten Widersprüche in sich vereinte. Er stammt aus dem Württembergischen, sein Geburtsort wird aber nicht genannt, und ist der Sohn einfacher Eltern. Die häuslichen Verhältnisse waren jedoch äusserst un-erquicklicher Art und sehr zerrüttete. Die ganze Familie lebte im tiefsten Zwiespalt miteinander, und selbst die scheusslichsten Verbrechen scheinen von Mitgliedern derselben aneinander verübt worden zu sein. Die Geschwister brachten Widmann selbst durch falsche Anschuldigungen ins Gefängniss, aber seine Unschuld wurde klar, und er desshalb aus demselben entlassen.

Auf das Gemüth Widmanns haben diese Erlebnisse und Erfahrungen sehr ungünstig eingewirkt. Als eine Folge derselben ist ihm Zeit seines Lebens etwas Düsteres und Finsteres geblieben, und er hat stets mit grosser Schwermuth zu kämpfen gehabt.

Nach seinen Studien, die ihn auf die Universitäten Tübingen, Jena und Halle führten, trat er mit dem Magistergrade in der Heimath ein Vikariat an. Aber der melancholische junge Mann mit seinen überaus ernsten Predigten und mit seinem scharfen Auftreten gegen alle Lasterhaften, bei dem er auch kein Ansehen der Person kannte, erregte einen Theil der Gemeinde in so hohem Grade gegen sich, dass er selbst der Ueberzeugung wurde, auf dem gewöhnlichen Wege nicht vorwärts kommen zu können, und dass er angewiesen sei, andere Bahnen zu gehen.

Eine durch ganz verschiedene Personen aus ganz verschiedenen Zeiten seines Lebens bezeugte Gabe desselben, Zukünftiges vorauszusehen, kam hinzu, um ihn in der Ueberzeugung zu bestärken, dass sein Beruf ein anderer sei, als in den Bahnen des geordneten Pfarramtes zu wandeln. Er glaubte Gesichte und Offenbarungen gehabt und ein prophetisches Amt nach Art Johannis des Täufers unter den Christen, zumal aber unter den Juden überkommen zu haben. Insbesondere hielt er sich für berufen, dem endlichen Reiche Gottes unter Israel die Bahn zu brechen.

So durchzog er nun in den Jahren 1728—1730 zuerst die Rheingegenden und Holland, dann aber Ungarn und Polen und machte dort überall durch seine erschütternden Busspredigten einen ungemeinen Eindruck auf viele Gemüther. Als später Manitius mit ihm in den östlichen Gegenden Missionsreisen machte, hatte er vielfach Gelegenheit zu bemerken, dass sich Widmanns frühere Thätigkeit daselbst Vielen tief eingepägt hatte. Ueberall sprach man von dem „deutschen Mann“, weit und breit war sein Ruf besonders unter die Juden gedrungen, und den Jesuiten in Ungarn war seine Wirksamkeit so gefährlich erschienen, dass sie ihn ins Gefängniss brachten, aus dem er nur, wie es scheint, durch die Flucht frei wurde.

Als er dann, in Wien auf denselben hingewiesen, zu Callenberg kam, trat er dort in einer Weise auf, die ebensowohl den ungemeinen Ernst des Mannes als seine Neigung zu schwärmerischen Vorstellungen bekundete. Er war aller Sektenbildung durchaus abhold. Inspirirte, Wiedertäufer und Gichtelianer wurden von ihm mit gewaltigen Worten gestraft und sie liessen sich das von ihm auch gefallen. Der Gedanke an die Nähe des grossen Reiches Gottes erfüllte ihn so sehr, dass er von sektirerischen Kirchenbildungen durchaus nichts wissen wollte; aber er wurde dessen nicht inne, dass er selbst auf andere schwärmerische Abwege gerieth.

Im Uebrigen besass er eine nicht gewöhnliche Gabe an die Herzen und Gewissen zu dringen, und unter seinem Gebet zerschmolzen oft förmlich die Menschen. Auf Disputationen legte er wenig Werth und von der kleinlichen Art der Beweisführung, welche oft ein unangenehmes Charakteristikum vieler Judemissionare ist, findet sich bei ihm nichts. Wer mit ihm in Verbindung trat, konnte sich denn auch eines gewissen Eindruckes von seiner Person nicht erwehren. Hoch- und Niedrigstehende, Gelehrte und Ungelehrte, Juden und Christen und Sektirer haben oft lange die Gespräche in sich bewahrt, welche sie mit ihm gehabt hatten.

In London setzte Widmann ein Schreiben in lateinischer Sprache auf, das 7 Punkte enthielt und auf Grund alttestamentlicher Stellen Fragen an die Gewissen der Juden richtete, deren Beantwortung er sich von dem portugiesischen Rabbiner der dortigen Gemeinde erbat. Man führte ihn mit seinem Schriftstück in das Lehrhaus, in welchem sich der Rabbiner studierend

aufhielt. Widmann redete ihn lateinisch an und legte ihm sein Anliegen vor. Dem jüdischen Gelehrten war das Lateinische nicht recht geläufig, und so frug er denn den Missionar, ob er das Hebräische verstehe. Auf die bejahende Antwort erfolgte nun die weitere Verhandlung in dieser Sprache. Widmann wusste hierbei den anwesenden Juden die Zeugnisse ihrer Propheten so sehr zu einer Gewissensfrage zu machen, dass sie schliesslich in hellen Streit unter einander geriethen. Er selbst verabschiedete sich darauf von ihnen, erklärte aber, dass er wieder kommen werde, um Bescheid auf seine schriftlich niedergelegten Fragen zu erhalten. Er stellte sich auch zu der ihm hierfür festgesetzten Zeit ein und sah sich in Folge des neuen Gespräches veranlasst, ein weiteres Zeugnis in einem hebräischen Aufsatz an das portugiesische Judencollegium zu richten. Man liess ihn hierauf noch einmal zu einer mündlichen Besprechung zu, aber als man nun nicht mehr dem Missionar zu antworten im Stande war, lehnte man weitere Verhandlungen mit ihm ab.

Die eigenthümliche Anziehungskraft, welche Widmann auf viele Menschen ausübte, empfand insbesondere Manitius so sehr, dass in demselben der unbezwingbare Wunsch entstand, sich mit Widmann auf Missionsreisen unter die Juden zu begeben. Als nun aber die beiden unterwegs waren, drangen jene ungünstigen Gerüchte über Widmann zu Callenberg. Der Professor trat alsbald brieflich mit ihm selbst und mit Manitius seinethalben in Verbindung. Der Gefährte konnte nur melden, dass Widmann sein Werk mit grossem Eifer treibe und dass er seine schwärmerischen Gedanken in der Missionsarbeit völlig zurücktreten lasse; die nüchterne Persönlichkeit des Manitius wirkte sichtlich auf Widmann heilsam ein und liess nichts von den alten Neigungen in ihm aufkommen. Callenberg hatte daher, und weil die Anklagen gegen Widmann sich nicht ausmachen liessen, auch gar keine Veranlassung die Verbindung mit demselben so schnell zu lösen, sondern gestattete es, dass die beiden Freunde ihr Werk im Dienste des Institutum gemeinsam fortsetzten.

Auf diese Weise bereisten nun Widmann und Manitius mit einander missionirend Polen, Dänemark, Böhmen, England und Deutschland in der Zeit von 1730—1739. Mit mächtigem mündlichem Zeugnis drang Widmann an viele Tausende von Juden heran und verfasste auch einige Schriften, welche im Missionswerke des Institutum lange ihre Verwendung gefunden haben.

So liess er ein Ermahnungsschreiben an Proselyten zunächst in Halle ergöhen, welches Callenberg in der 5. Fortsetzung des Berichtes S. 19 ff. mittheilt, und das ein tiefes Verständniss für das geistliche Wohl und Wehe wie für die Kämpfe der Proselyten bekundet.

In deutscher Sprache liess ein Proselyt 1731 einen Traktat Widmanns drucken, welcher den seltsamen Titel: „Kurzer Handriss zu dem heutigen Judenthum“ trug. Widmann liess sich hier über das Schwankende und Zweifelvolle in den jüdischen Religionsvorstellungen aus und behandelte auf besonderen Wunsch auch die Fragen, ob Christus allein der Heiden und nicht auch der Juden Messias sei? ob die gegenwärtige Gefangenschaft des jüdischen Volkes innerhalb 8 Jahren, wie eine damals unter den Juden verbreitete Weissagung behauptete, ihr Ende erreichen würde? und wo der Messias nach seinem Tode geblieben sei?

1737 liess Callenberg die von Widmann aufgesetzten „Christlichen Gebete eines sich bekehrenden Juden“ in jüdisch-deutscher Sprache drucken. Der hebräische Titel lautete: „Neue Gebete zu suchen die alten Gnaden Davids“. Später erlebte diese Schrift eine zweite Auflage, und Theile derselben erschienen noch öfters.

Bis Mitte Juli 1739 nun stand Widmann im Dienste des Institutum. Er hat auf viele Juden einen bleibenden Eindruck hervorgebracht, und nachher noch trafen die Missionare manchen Proselyten, der seine Bekehrung besonders auf das Zeugnis Widmanns zurückführte. Von der Gefangenschaft, welche er mit Manitus zusammen in Böhmen erlitt, und die ihn in grosse Gefahr brachte, wird hernach noch die Rede sein. In häufiger körperlicher Schwachheit, unter Hohn und Spott, unter Lästerungen und thätlichen Misshandlungen hatte er 9 Jahre hindurch nicht den Muth verloren, weil er der festen Zuversicht war, dass er doch noch grosse Erfolge unter den Juden mit Augen sehen würde. Als aber 1739 in Amsterdam das Haus, in welchem er sich mit Manitus aufhielt, vom jüdischen Pöbel belagert wurde, und er fast zu Tode gesteinigt worden wäre, scheint ihm der Muth für das Missionswerk entfallen zu sein. Er begab sich nach Halle und löste seine Verbindung mit dem Institutum auf. Von jetzt ab wollte er ganz frei wirken.

Nach dem ferneren Bericht von St. Schultz II, 59, 60 hat er sich in dem bekannten evangelischen Kloster Bergen bei Magdeburg, das unter dem Abte Steinmetz stand, während des

Winters von 1740—1741 einlogirt. Ein schlesischer Prediger, welcher damals Lehrer an dem dortigen Pädagogium war, hatte daselbst mit ihm reichen Verkehr und rühmt Widmann als einen überaus tiefgegründeten Christen. Er machte eben auch dort auf so Manchen einen ungewöhnlichen Eindruck. In Urlspergers Sammlung für Liebhaber der christlichen Wahrheit vom Jahre 1786 wird Stück 10, S. 320 dann von seinen letzten Jahren berichtet: Er habe, weil ihm die Austheilung des Abendmahles an Unwürdige Bedenken bereitete, kein Pfarramt annehmen wollen und sich schliesslich in Stettin und Danzig aufgehalten, zwischen welchen beiden Orten er öfter hin und her gereist sei, und habe daselbst durch seinen Unterricht und ernstlichen Wandel redliche Christen gestärkt.

Im Jahre 1747 aber berichtet Callenberg selbst, dass ihn Widmann plötzlich wieder und von da ab einige Male besucht habe, zuletzt im August des Jahres 1754, wo er sich mit einem Katechumenen Jacob Salomö treulich beschäftigte. Er äusserte gegen Callenberg den Wunsch, Lebensbilder bekehrter Proselyten drucken zu lassen und verliess Halle mit dem Vorsatz, mit einigen anderen frommen Christen und Proselyten nach Palästina auszuwandern, um dort Handwerk und Ackerbau zu treiben und so den Anfang einer Colonie zu bilden, welche hernach den gläubigen Christen einen Stützpunkt bei dem bevorstehenden Anbruch des letzten Reiches Gottes bieten könnte. Seine eschatologischen Ansichten haben sich also bis an sein Lebensende erhalten. Bald darauf aber starb er am 20. Oktober 1754 in Stettin.

Freunde desselben theilte Callenberg seinen Tod mit: „O wie erbaulich war sein Ende, wie theuer seine Ermahnungen, die er uns zuletzt noch gab, und wie gross seine Glaubensfreudigkeit und Geduld.“ Auf seiner Rückreise von Halle war ihm im Traume bestimmt sein naher Tod angekündigt worden, und er hatte den dortigen Freunden sogleich davon erzählt. Tief betrauert von denen, welche ihm während seiner letzten Jahre nahe gestanden hatten, starb er und wurde in der St. Jacobi-kirche zu Stettin bestattet.

Für das Institutum war es ein Glück, dass es neben Widmann sogleich einen anderen Missionar gewann, Johann Andreas Manitius*), welcher als christliche Persönlichkeit den älteren und

*) Dibre Emeth 1882 S. 130 ff.

begabteren Genossen in vortrefflicher Weise ergänzte, und dessen nüchterne Frömmigkeit ein Gegengewicht gegen die Neigung Widmann's, ausserordentliche Wege zu gehen, bot.

Johann Andreas Manitius, 1707 in Etzien bei Brandenburg geboren, war der älteste von 5 Söhnen des Pastors in jenem Dorfe. Die Manitius'sche Familie war ziemlich ausgebreitet und Glieder derselben bekleideten zum Theil ansehnliche Aemter; ein Oheim des Missionars war Minister in Berlin gewesen.

Das Etzien'sche Pfarrhaus war von ernster Frömmigkeit erfüllt und pflegte besonders den durch den Pietismus erweckten Missionssinn in seiner Mitte. Für die Juden hatte schon der Grossvater, ein Curfürstlicher Geheimrath, eine besondere Zuneigung empfunden. Derselbe verstand hebräisch und hat fleissig mit einem Juden in seiner Nähe die hebräische Bibel gelesen, um bei dieser Gelegenheit denselben für Christum zu gewinnen. Der Wunsch von Johann Andreas Manitius, unter den Juden das Evangelium zu verbreiten, fand daher, nachdem seine Familie erst darüber Gewissheit erlangt hatte, dass die über denselben ausgesprengten thörichten Gerüchte falsche seien, in ihrer Mitte die lebhafteste Billigung. Der Vater insbesondere erklärte darauf, er würde es nicht bloss gern sehen, wenn dieser Sohn seine ganze Lebenszeit in diesem Werke zubrächte, sondern würde sich freuen, wenn Gott auch die anderen Söhne dazu gebrauchen und tüchtig machen wollte, sein Werk unter den Juden zu treiben. Dieser Gesinnung aber blieb der Vater auch dann treu, als er einen vollen Einblick in die Entbehrungen, Opfer und Gefahren, welche der Missionsberuf seinem Sohne bereitete, gewonnen hatte.

Johann Andreas Manitius war aber durch das Callenberg'sche Unternehmen, dessen Entstehung er als Student in Halle mit-erlebt hatte, für dasselbe warm interessirt worden. Er hörte die Callenberg'schen Vorlesungen über das Rabbinische und Jüdisch-deutsche und war recht eigentlich die Seele des studentischen Kreises, welcher Callenbergs Schritte mit Theilnahme begleitete und dessen Werk zu fördern entschlossen war. Im Einverständniss mit Callenberg erliess er Ende Juli 1730 ein offenes Schreiben an die Studentenschaft, in welchem er zur Betheiligung an den rabbinischen und jüdisch-deutschen Vorlesungen dieses Professors aufforderte und die Unterstützung seines Werkes unter den Juden den Commilitonen dringend empfahl. Der Erfolg war, dass sich so-

fort 21 Studierende zu den betreffenden Vorlesungen Callenbergs meldeten. Manitius sammelte um sich aber noch einen näheren Kreis von Freunden, die sich an jedem Mittwoch zum Gebet für die Juden und zu weiterer Betreibung der jüdischen Studienversammelten und liess sich ebenso an den Sonntagen die Sammlung von Liebesgaben für das Institutum in den studentischen Kreisen angelegen sein.

Nach Vollendung seiner Studien sollte Manitius gegen Ende 1730 Adjunkt bei seinem Vater werden. Die Begegnung mit Widmann aber, der Anfang Oktober nach Halle gekommen war, entschied über seine Zukunft und wurde die Veranlassung, dass nun das Institutum zu eigentlichen Missionaren kam.

Manitius wurde mit Widmann eins, denselben zunächst einmal für 14 Tage auf einer Missionsreise unter den Juden zu begleiten, und Callenberg, dem Manitius diesen Entschluss mittheilte, versprach ihm wie seinem Gefährten für diesen Zweck seine Unterstützung.

Nach den ersten 14 Tagen der Reise war aber Manitius völlig entschlossen, das begonnene Werk weiter fortzusetzen. Von nun an wanderte er denn auch Jahre lang im Verein mit Widmann und später auch mit St. Schultz unter den Juden verschiedener Länder missionirend umher.

Anfänglich von dem Eindrücke, den Widmann auf ihn gemacht hatte, fast übermannt, gewann er sehr schnell seine Selbständigkeit und blieb von den schwärmerischen Neigungen des älteren Gefährten völlig unberührt. Ohne jede überspannte Erwartung und von der Rechnung auf Erfolg in keiner Weise bestimmt, betrieb er sein Missionswerk. Nicht der Gedanke an eine bevorstehende allgemeine Judenbekehrung, so äusserte er sich einmal, als man ihm ein anderes Amt anbot, treibe ihn zu seinem Zeugnisse an die Juden, sondern dass die Pflicht der Liebe und der Zurechtweisung von Irrenden zu keiner Zeit versäumt werden dürfe. Von einer allgemeinen Verstockung der Juden aber solle man nicht so schnell sprechen, ehe man nicht und zwar den Einzelnen in ihrer Muttersprache das theure Evangelium liebeich, deutlich, gründlich, überzeugend und anhaltend vorgehalten habe. Die Juden sollten uns auch am Tage des Gerichts nicht beschuldigen dürfen, wir Christen hätten ihnen den Glauben an den Messias nicht vorgehalten. Freilich dürfe man die Christen nicht liegen lassen und versäumen, aber ebenso solle man auch um die Errettung des armen Volkes der

Juden bekümmert sein. Paulus nenne ja doch das Evangelium eine Kraft Gottes, die Juden vornehmlich selig zu machen. Juden und Heiden sollten eins in Christo werden, so müssten denn auch beide die Predigt des Evangeliums empfangen.

Von diesem Gedanken beseelt, durchzog Manitius im Missionsberufe Deutschland, Polen, Böhmen, Dänemark, England, Preussen, Kurland und Theile von Russland. Sogleich im Anfange seiner Reisen wurde er auf ernste Proben gestellt. Etwa einen Monat, nachdem er mit Widmann Halle verlassen hatte, häuften sich die Mühen und Beschwerden der winterlichen Wanderung in solchem Maasse, dass dies viele andere wohl für immer vom Missionswerke abgeschreckt hätte.

In der Mitte November waren beide aufgebrochen, in der zweiten Hälfte des Dezember finden wir sie in Polen. Manitius hatte bis dahin bei den guten Verhältnissen seines elterlichen Hauses alle Bequemlichkeiten geniessen dürfen und jetzt zog er, dessen völlig ungewohnt, wie ein Hausirer beladen, seine Strasse dahin. Der polnische Winter setzte ihm hart zu. Im Schneesturm wanderte er einmal mit seinem Gefährten dahin, beide verloren den Weg und irrten umher, sie waren in grosser Gefahr; da begegnete ihnen endlich ein Mann, welcher der Gegend kundig war, und dieser wies sie zurecht. Wenige Tage darauf sollten sie durch einen grossen Wald wandern, der Weg jedoch war völlig verschneit. Der Wirth aber, bei welchem sie eingekehrt waren, erbarmte sich ihrer und gab ihnen einen Begleiter mit, der ihnen auch zum Schutz gegen die Wölfe dienen sollte, welche in jenem Walde hausten. Sie mussten dann aber über einen Fluss setzen, dessen Eisdecke noch nicht fest genug war, um sie sicher zu tragen, und nur mit Lebensgefahr kamen sie über dieselbe. Mühsam erreichten sie eine schlechte Herberge und fanden in derselben wenig Erholung von ihren Strapazen; aber von seinem Vorsatze, den Juden das Evangelium hin und her zu bringen, brachte auch ein solcher Anfang der Missionsreisen Manitius nicht zurück.

In die grösste Gefahr jedoch geriethen Widmann und Manitius während ihrer Reise durch Böhmen im Jahre 1733*). Die

*) Callenbergs Berichte, Fortsetzung, II. Theil 2 S. 47 ff. Der Freund Israels. Berlin 1824. Forts. 1 S. 21 ff. Dibre Emeth 1878 S. 65 ff. Saat 1880. Forts. 2, S. 94 ff.

Reise war von vornherein nicht ohne Bedenken gewesen, da die österreichische Regierung überall in Böhmen hussitische Prediger witterte, welche die heimlichen Protestanten in ihrem Glauben stärken wollten, und gegen solche Personen aufs härteste verfuhr. Professor Callenberg hatte daher den Wunsch geäußert, dass seine Mitarbeiter nur die böhmischen Grenzorte besuchen möchten, damit sie sich im Falle der Verfolgung leicht auf preussisches Gebiet retten könnten. In der preussischen Grenzstadt Landshut am Riesengebirge aber ergriff Manitius und Widmann ein so heisses Verlangen, den Juden in Böhmen den Sünderheiland zu verkündigen, dass sie, alle Gefahr für ihre eigene Person vergessend, in jenes Land hineinzogen und dabei einander zuriefen: „Es werden derer mehr sein, die für uns, als derer, welche wider uns streiten“.

Anfangs ging die Reise auch gut von Statten, und sie traten mit den Juden in den erwünschten Verkehr. Am 18. Februar aber langten sie in Hohenmauth an, wo sie einem Kaiserlichen Commissär auffielen, der ihnen allerlei Fragen vorlegte und dann auch ihre Pässe von ihnen forderte. Sie überreichten dieselben, aber der Beamte erklärte sich durch die ihm übergebenen Papiere nicht für zufrieden gestellt, sondern befahl ihnen, ihre Sachen zu öffnen. Da erweckten die Schriften in ihren Ranzen und besonders die jüdisch-deutschen in ihm Verdacht; und als sie ihm hierauf offen den Zweck ihrer Reise mittheilten, verhöhnte er sie, setzte Manitius die mitten unter den Schriften vorgefundene Perücke desselben auf und verspottete ihn: Sehet da den Missionar! Bei fortgesetzter Untersuchung fand der Beamte etwas Baumwolle und eine hölzerne Büchse mit Salbe. Sofort rief er triumphirend aus, dass dies Chrisam sei, welches bei der Taufe von Juden angewandt werden solle, — eine in der That ganz thörichte Vermuthung, da die Evangelischen den Gebrauch von Chrisam bei Taufen gar nicht kennen.

Unterdess war der Stadtrichter herbeigerufen worden, nach dessen Anordnungen den Missionaren ihre Sachen weggenommen und vor ihren Augen versiegelt wurden. Einer der Anwesenden flüsterte jetzt Manitius leise zu: „Die Herren werden wohl in Arrest geführt werden; gebt mir einen Gulden, so will ich Fürbitte einlegen, dass dies nicht geschehe.“ Manitius jedoch entgegnete: „Nein, das habe ich nicht nöthig. Wenn ich auch in Arrest komme, so habe ich doch nichts zu fürchten, denn ich habe eine

gute Sache.“ Der Richter aber befahl jetzt, bis zu weiterer Untersuchung die Gefangenen in den Kerker zu führen. Dort angelangt, war es ihr Erstes, den Gott, welcher sie diese Wege geleitet, zu loben und sich gegenseitig zu ermuntern. Sie waren mit lüderlichen Frauenspersonen und einem älteren Manne zusammengesetzt worden. Dieser Alte hörte ihre lateinisch geführte Unterhaltung mit an und tröstete sie dann; es war ein Richter aus der Stadt, welcher die Lage der Dinge bald durchschaute, aber ihnen nicht helfen konnte.

Für die Nacht wurden neben die beiden Gefangenen zwei gepanzerte Wächter gestellt. Während diese aber schliefen, kamen Widmann und Manitius überein: „nichts zu verhalten, was zur Ehre Christi diene, und was vor der römischen Kirche bezeugt werden müsse; und wir suchten Waffen des Lichts hervor, mit denen wir zu kämpfen haben würden“. Danach schliefen beide ein. Im Traume aber kam es Widmann vor, als höre er eine Stimme: „Warte nur 30 und 25 Tage. Dabei dünkte es mich, dass ich nach solchen Tagen vor dem Richter stünde, herumginge und kochte, aber doch noch gefangen wäre, mehr Freiheit zu haben und des Richters gar los zu werden wünschte.“ Und genau bis in alle Einzelheiten so, wie er es im Traume gesehen, ist es hernach gekommen. Widmann aber war dessen so gewiss, dass die Sache den Verlauf nehmen würde, wie er es im Traume vernommen hatte, dass er dann im Chridimschen Gefängnis 55 Striche mit Kreide an der Stelle, wo er schlief, anbrachte und täglich einen derselben auslöschte.

Am nächsten Tage erschienen bei den Gefangenen drei Richter und nahmen ihnen all ihr Geld weg, wobei sie, weil unter den Münzen auch sehr verbrauchte waren, die Missionare noch beschuldigten Falschmünzer zu sein. Darauf wurden ihnen Ketten angelegt. Widmann rief hierbei aus: per aspera ad astra, auf rauher Bahn geht's himmelan! Manitius aber küsste die Ketten, die man ihm anlegte. Als die Richter hinausgegangen waren, fielen die Gefangenen auf ihre Knie und schütteten ihr Herz im gemeinsamen Gebet aus. Dann sprachen sie einander zu, auf Christi Bande und Tod mit einander leben und sterben und bis zum Martertode beständig bezeugen zu wollen, dass es ihnen allein um den gekreuzigten Heiland zu thun gewesen sei. Sie bereiteten sich aber auch auf die Stunde der Versuchung vor, wo sie von einander getrennt werden sollten, und versprachen

sich gegenseitig, auch dann im Geiste und der Wahrheit bei einander bleiben, Gott loben und Christum verherrlichen zu wollen.

Erneute Untersuchung sollte es durchaus zu Tage bringen, dass sie protestantische Emissäre an die verborgenen Hussiten seien. Man vermuthete bei ihnen reiche Geldmittel und untersuchte sie von Neuem. Als sich hierbei in einer verborgenen Tasche des Beinkleides von Manitius ein Dukaten und einige Gulden vorfanden, wurde der Stockmeister, welchem die erste Untersuchung der Beiden anbefohlen worden war, wegen heimlichen Einverständnisses mit den Arrestanten seines Amtes entsetzt. Den Missionaren wurden jetzt auch ihre Ueberröcke genommen, damit dieselben aufgetrennt und untersucht würden, und ihnen so ihre Decken für die Nacht entzogen.

Von nun an trennte man aber auch die Beiden von einander, und dies traf sie besonders hart. Täglich empfingen sie jetzt vier Kreuzer, mit denen sie sich erhalten sollten; thatsächlich konnten sie damit kaum den Hunger von sich abwehren. Später erhielten sie ihre Röcke wieder zurück und hatten so wenigstens für die Nacht eine Bedeckung.

Jetzt begannen neue Versuchungen. Man wünschte sie zum katholischen Glauben herüberzuziehen und hoffte dies durch freundliche Zusprache zu erreichen. Der Richter trat in eine längere Unterhaltung mit Manitius ein und ermahnte ihn, zur Jungfrau Maria zu beten, so werde ihm gewiss geholfen werden. Der evangelische Missionar aber antwortete ihm: „Mein Vertrauen, das ich in Christo gefasst habe, lasse ich nicht sinken. Ich weiss, was geschrieben steht: ob Jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist; den werde ich fleissig anrufen, dass er für mich spreche und bitte.“ Der Richter hielt ihm entgegen, dass er aber durch das Gebet zur Maria eher aus dem Gefängnisse kommen werde. Manitius entgegnete ihm jedoch: „Ich glaube es wohl, dass ich bald aus dem Gefängnisse kommen würde, wenn ich solches thäte, aber ich darf es nicht thun. In Gottes heiligem Wort steht geschrieben: es ist nur ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat zur Erlösung für alle. Wie dürfte ich mich also zu einer anderen Fürsprecherin und Mittlerin wenden!“ Der Richter stellte ihm in Aussicht, dass ein anderer ihm alles deutlicher machen werde; in der Untersuchung solle er nur dann das

Kreuz dreimal von der Stirn bis auf die Brust herab machen und bekennen, dass er katholisch sei, so werde er gewiss entlassen werden. Die Antwort von Manitius lautete: „Ich glaube an einen dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, den rufe ich in meiner Noth an und hoffe durch die Gnade Christi selig zu werden.“

Der Richter begab sich hierauf zu Widmann und wollte bei ihm erreichen, was er bei Manitius nicht erreicht hatte. Mit diesem liess er sich aber nicht in ein längeres Gespräch ein, sondern redete ihm nur in freundlicher Weise zu und machte ihm zuletzt das Kreuz in katholischer Weise vor, wobei er ihm erklärte, dass, wenn er dies nachmachen wolle, er bald erlöst werden würde, und verliess ihn dann.

Des nächsten Tages mussten beide Missionare gleichzeitig vor vier Richtern erscheinen, um die ärgerlichsten Lästerreden über den evangelischen Glauben und Luther anzuhören. Aber die Gefangenen blieben ihnen die Antwort nicht schuldig, so dass sie der weltliche Richter schliesslich mit den Worten: „Ihr seid ein Teufelsgeschlecht“ verliess.

Nicht besseren Erfolg erzielte ein katholischer Vikar, den man ihnen jetzt über den Hals schickte. Aber der Bericht, welchen derselbe über die beiden Gefangenen erstattete, hatte dann auch zur Folge, dass man fortan noch härter mit ihnen verfuhr. Jetzt sollten die Missionare mit Ketten an Händen und Füssen geschlossen nach Chrudim abgeführt werden. Als ihnen aber Jemand höhrend zurief: „Was habt ihr nun von eurer Sache, als dass ihr in Ketten und Banden fortgeschleppt werdet“, entgegnete ihm Manitius: „Die Ketten sind mein grösster Schmuck. So muss es Christen ergehen, sie müssen auch um des Namens Christi willen etwas leiden.“

Die Gefangenen wurden jetzt auf einen Leiterwagen, der mit Stroh bedeckt war, geschafft und mussten so, den Rücken gegen einander gekehrt, in Ketten die Fahrt nach Chrudim antreten. Die Stadt Hohenmauth segnend, fuhren sie von dannen, und vor dem Thore stimmte Manitius das Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ an, in das Widmann mit einfiel. Auf dem Wagen sassen zwei Wächter mit Keulen bewaffnet, und neben demselben ritt der Stadtrichter einher.

Auf dem Markte in Chrudim mussten dann die Gefangenen, ehe sie von den Behörden der Stadt übernommen wurden, eine Weile warten, und dieser Umstand sollte für sie von grösster

Wichtigkeit werden. Denn ein junger Mann aus Landshut, welcher die Missionare daselbst gesehen und kennen gelernt hatte, wurde ihrer gewahr und brachte die Kunde von ihrer Gefangenschaft nach Schlesien, von wo aus sie später Halle erreichte. Während derselben Zeit aber, wo sie ihres weiteren Schicksals harrend auf dem Markte standen, trat ein Soldat an sie heran und wollte sie anwerben; natürlich ohne Erfolg.

Endlich führte man sie in das Gefängniss der Stadt. Sie wurden jetzt so eng angeschlossen, dass sie sich nicht von der Stelle rühren konnten. Mit ihnen befanden sich in demselben kleinen Raume drei Wilddiebe, zwei Mordbrenner, ein Deserteur, eine Kindesmörderin, ein Hussit und ein Jude; der letztere allein verstand deutsch. Auf harten Steinen liegend, brachten die Missionare die Nacht zu. Einem alten Juden, welcher sich zum Besuche bei seinem Glaubensgenossen im Gefängnisse aufhalten durfte, bezeugten Widmann und Manitius sogleich in der ersten Nacht Jesum Christum. Der Mann hatte bereits Mollers jüdisch-deutsches Neues Testament gelesen und wurde von dem, was ihm die Missionare an dieser Stätte sagten, so ergriffen, dass er hernach zu ihnen auch seinen Sohn ins Gefängniss sandte, damit er sie gleichfalls höre. Selbstverständlich wurde auch dem anderen mitgefangenen Juden von den beiden Glaubensboten im Kerker das Evangelium verkündigt.

Neue Richter führten nun die weiteren Verhandlungen mit den beiden. Der enge Raum des Zimmers, in welchem die Gefangenen sassen, wurde aber durch die Anwesenheit so vieler Personen, die dort ununterbrochen sowohl ihre Tage als ihre Nächte zubrachten, dermaassen verpestet, dass sich der die Untersuchung führende Richter beim Verhöre beständig die Nase zuhielt. Derselbe beschuldigte Widmann, weil er auf der Schreibtafel desselben den Namen eines hussitischen Jägers aufgezeichnet gefunden hatte, der Gemeinschaft mit den Hussiten. Widmann wies mit Recht diese Beschuldigung zurück, forderte aber jetzt, dass man endlich dem widerrechtlichen Verfahren mit ihnen ein Ziel setze. Statt ihnen eine Antwort zu geben, ging der Richter mit höhnischem Lachen von dannen und bestimmte noch dazu, dass fortan die Gefangenen auch in den Stock gelegt würden. Ein römischer Geistlicher, der jetzt sein Heil bei den evangelischen Glaubensboten versuchen sollte, erkannte schnell, dass er ihnen nicht gewachsen wäre, und schlug vor, dass statt seiner

ein gelehrter Kapuziner die Unterredungen übernehme. Tags darauf sandte er den Dechanten Lehr zu ihnen, um sie zum Uebertritt zu bewegen. Freundlichkeit ins Angesicht hinein und nichtswürdige Ränke hinter dem Rücken waren die Waffen, deren sich, wie es später einer der Richter selbst bekannt hat, dieser katholische Geistliche gegen die beiden Protestanten bediente.

Diejenigen Gefangenen, welche sich bisher im Stock befunden hatten, wurden nun von demselben befreit, damit die beiden Ketzer in denselben gespannt werden könnten. Widmanns Füsse wollten sich zunächst in denselben nicht einpressen lassen; deshalb erhielt er den untersten Platz im Stock nahe dem Ofen, wo die Löcher grösser waren. Da sassen nun die Beiden auf Stroh und streckten die geketteten Füsse durch den oberen und den unteren Balken, welche soweit ausgehöhlt waren, dass die Füsse darin liegen konnten. Während der Nacht wurden den Gefangenen noch die Hände in der Form zusammengeschlossen, wie man sie zum Beten faltet. Die Mitgefangenen baten den Stockmeister um Gnade für die Gefangenen, und während der Nacht wenigstens unterliess es dann derselbe, die Missionare in dieser Weise zu quälen.

Von dem Blocke bis an die Wand war ein Raum von $1\frac{1}{2}$ Ellen; bei den Füssen war er erhöht, bei dem Kopfe abhängig, und es schien, als hingen sie an den Füssen. Widmann erzählt: „Das Blut schoss mir so sehr zurück, dass die Augen anfangen roth zu werden und anzuschwellen. Gerade konnte ich nicht liegen, weil der Raum vom Block bis zur Wand zu kurz war; auf die Seite konnte ich mich nicht wenden, weil die Füsse nicht nachgaben. Endlich unterstützte ich den ganzen Leib mit zwei Rahmen, bald von hinten, bald auf der Seite, aber es half nicht viel.“ Manitus fügt hinzu: „Tag und Nacht sassen wir so volle 2 Monate lang. In der ersten Zeit hatten wir viele schlaflose Nächte. Das Ungeziefer plagte uns; die Krämpfe meldeten sich oft in den Beinen; wir hatten wenig zu essen und zu trinken; die Furcht, dass noch etwas Härteres erfolgen möchte, blieb auch nicht aus. Aber es schlug doch zu unserem Besten um, dass wir in den Stock gesetzt wurden; denn wir konnten so die 2 Monate vor dem Verhör bei einander bleiben, mit einander beten, studiren, uns ermuntern und stärken und auf das Verhör vorbereiten.“

„In dieser Vorbereitung legten wir das zum Grunde, dass, wenn wir die Wahrheit redeten, unsere Aussagen übereinstimmen würden. Unser grosses Elend erregte aber auch grosses Mitleid, so dass sich Manche unser erbarmten und uns Almosen reichten. Die Sache wurde weithin unter den Juden, Katholiken und Husiten bekannt und daraus konnte zu seiner Zeit Nutzen erwachsen. Uns selbst diente es zu weiterer Uebung des Glaubens, des Gebetes und der Geduld und besserer Prüfung unseres Zustandes vor Gott, indem wir uns allen zu Tage tretenden Anzeichen nach zum Tode vorbereiten mussten. Besonders ging unsere Sorge darauf, dass wir an unserem Theile nichts versäumen noch versehen möchten in unserer Pflicht uns zu verantworten, unsere gerechte Sache gründlich und mit aller Freudigkeit vorzustellen und uns so zu verhalten, dass man, wenn wir auch unschuldig sterben müssten, nach unserem Tode erführe, dass wir in unserem Glauben standhaft verharrten und in demselben fröhlich aus dieser Welt gegangen seien.“

Die übrigen Gefangenen fühlten Anfangs ein Mitleiden für die beiden Missionare; aber ihre Bitte, auch in der Nacht dieselben aus dem Stocke zu lassen, erhörte der Kerkermeister nicht, während er sie dagegen des Tages über öfter von dieser Qual befreit hatte. Zur Nacht wurde der Stock mit 2 Eisen und 2 Schlössern verschlossen. „Wenn so die Nacht herankam, beteten wir zusammen vor allem in dem Sinn, Gott wolle dieses unser Leiden dazu gebrauchen, dass sein Name geheiligt werde; von uns wolle er fern thun alle Zärtlichkeit des Fleisches; wir wissen wohl, dass wir verdient haben, zur Hölle gebeugt zu werden; er wolle uns mit diesem Kreuzblock (wir bildeten mit den Füßen ein Kreuz) so segnen, dass er eine Gemeinschaft des Leidens Jesu werde.“

Gegen Ende Februar stellte sich der Dechant und Doktor der Theologie Bernhard Lehr bei den Gefangenen selbst ein. Er verkehrte hoffärtig, hart und höhnisch mit denselben, gerieth aber den schriftbewanderten Missionaren gegenüber sehr ins Gedränge und schickte, weil er selbst seine Sache höchst ungeschickt geführt hatte, ihnen bekannte römische Streitschriften ins Gefängniss, welche denselben mehr beweisen sollten. Wiederholt unterhielt er sich dann mit ihnen. Widmann imponirte ihm hierbei so, dass er ihm anbot, falls er römisch werden wolle,

ihm eine Professur der Theologie in Prag zu verschaffen; das half ihm aber so wenig, als seine Drohungen.

Besonders arg wurde die Verlegenheit dieses Doktors der Theologie, als ihm nachgewiesen wurde, dass alles, was er für seine römische Lehre geltend mache, die Juden für ihre eigene ältere anzögen, und dass, wenn Gründe der Tradition stichhaltige wären, die Juden das ältere Recht vor den Katholiken für sich geltend machen könnten. Als der Dechant aber, da er mit ordentlichen Gründen nichts ausrichtete, Widmann die Worte im Munde verdrehte, erklärte der gefangene Missionar, dass er mit ihm nicht weiter sprechen werde, wenn er bei seinem Verfahren verbliebe; und erst als der Priester fortan ehrlicher zu Werke gehen zu wollen versprach, liess sich Widmann mit ihm in ein weiteres Gespräch ein.

Der Missionar forderte jetzt eine methodische Behandlung der Frage, ob Rom oder die evangelische Kirche im Rechte sei, und der Dechant ging hierauf ein. Es wurde ein Protokoll verfasst und wurden die Ergebnisse des Gespräches klargestellt. Als es sich aber hierbei bald zeigte, wie ungünstig sich die Sache für den römischen Theologen gestaltete, verzichtete derselbe darauf, in dieser Weise die Verhandlungen weiter fortzuführen.

Manitius hatte es dem älteren Collegen überlassen, den Dechanten zurechtzuweisen. Das Schweigen desselben aber verstand der Letztere falsch und wandte sich deshalb an den jüngeren Gefangenen, in der Hoffnung, bei ihm mehr zu erreichen. Manitius aber erklärte ihm: „Ich bin von der Gnade Gottes in Christo und von dessen Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, so lebendig überzeugt, dass alle Ihre Vorstellungen mich nicht abzubringen oder irre zu machen vermögen.“ „Im Uebrigen“, fügte Manitius hinzu, „gereichten uns seine Zusprüche nur zur Befestigung im evangelischen Glauben.“

Man liess nun die Gefangenen Mangel leiden, um sie auf diesem Wege weich zu machen. Später schickte ihnen der Dechant einen Jesuiten zu. Derselbe setzte die traurigen Bekehrungsversuche ebenso unglücklich fort und pries dann vor den Missionaren die katholischen Märtyrer in Japan, aber auch die Kunststückchen, mit denen ein Pater daselbst das christliche Bekenntniss zu umgehen und sich in eine Stadt einzuschleichen gewusst hatte. Widmann antwortete dem Jesuiten zu seiner Beschämung: „Mit List das Evangelium zu lehren, will uns nicht anstehen; man

hat in der Anfechtung keinen Trost. Nach Matthäus 10 hat man ein öffentliches Bekenntniß vorzuziehen, wenn man nicht einst auch verleugnet werden soll. Wir leiden und schweigen.“

Am Charfreitage trat der Kaiserliche Commissar bei den gefangenen Missionaren ein und erkundigte sich nach allen ihren Umständen und wie lange sie im Stock geschlossen lägen. Widmann zeigte dem Beamten die Einspannung und Beklemmung, die ihm fast den Rücken gebrochen, nur etwas mehr Schlaf wünsche er sich. Bei diesen Worten fiel es ihm ein, dass Charfreitag wäre, und darüber rief Widmann aus: „Kreuzige, kreuzige, wir sind es nicht, die so gepresst werden, Jesus selbst wird verfolgt; die Sache ist nicht unser, sondern Gottes und Christi. Jesus hat ausgespannt am Kreuze gehangen, und wir werden um seinetwillen in diesen Kreuzblock gesteckt. Gott erbarme sich und vergebe denen ihre Sünde, die mit uns als mit Uebelthätern handeln.“ Der Commissar war tief bewegt, und als er erfuhr, dass jeder nur 4 Kreuzer täglich zu seinem Lebensunterhalt empfangt, versprach er, ihnen einen Trunk Wein senden zu wollen. „Um 3 Uhr, in der Stunde, da dem Heiland der Trunk am Kreuze gereicht worden war, empfangen wir ein köstliches Glas ausländischen Weines anstatt des Essigs und der Galle, damit Christus getränkt worden.“

In ihrer schmerzlichen Lage aber mussten die Missionare noch selbst für ihren Tisch sorgen. Sie liessen deshalb allerlei Wirthschafts- und Kochgeräthe für sich anschaffen. Die Messer aber nahm man ihnen des Nachts weg, damit sie sich nicht selbst entleibten. Eine Erhöhung des Tagegeldes, die ein mitleidiger Richter für sie beantragt hatte, wurde hintertrieben und ihnen auch die Bitte um die Gewährung einer hebräischen Bibel abgeschlagen, während dem mitgefangenen Juden dieselbe bewilligt wurde. Die stille, geduldige Art aber, alles zu ertragen und nicht zu klagen, machte auf einige der Richter allmählich einen besonderen Eindruck, so dass einer derselben einmal überwältigt ausrief: „Ich liebe Euch wie mein eigenes Herz.“

Die Mitgefangenen ausser dem Hussiten waren für die Missionare eine wahre Plage; sie zankten sich, fluchten und redeten die ärgerlichsten Dinge den ganzen Tag über, um bald darauf ihre römischen Gebete und Lieder anzuheben. Anfangs schien das ganze Wesen der Missionare ihnen eine Gewissensmahnung werden zu wollen, bald aber waren sie hiergegen ab-

gestumpft; und da Jene es abwiesen, katholisch zu werden, thaten sie ihnen auch ihrerseits alles mögliche Herzeleid an.

Neugierige, welche Zutritt im Gefängnisse fanden, wo sie die beiden evangelischen Prediger sehen wollten, kamen nie zu den Missionaren, ohne dass sich dieselben beeifert hätten, ihnen ihre Christenpflicht gegen die Juden an das Herz zu legen. Sehr lieb war Widmann und Manitius der Verkehr mit dem alten Hussiten, der ihnen an seinem Leibe die Spuren der barbarischen Behandlung, welche er durch katholische Geistliche erfahren hatte, zeigte. Eine Anzahl seiner Glaubensgenossen hatte man vor ihm eingefangen und aufgehängt oder hingerichtet.

Der mitgefangene Jude hatte grössere Freiheit und brachte die Kunde von den beiden Missionaren unter die Seinen. Viele Juden besuchten sie daraufhin im Gefängniss, wo denn das traurige Geschick der beiden Glaubensboten sie zur Theilnahme stimmte und sie für das Wort derselben empfänglich machte. Aus den Ketten und dem Blocke heraus aber predigten ihnen die Missionare mit allem Eifer das Evangelium. „Mit Freudenthränen“, schreibt Manitius, „habe ich bisweilen Gott Dank gesagt, dass wir in unseren Banden die hohe Gnade Gottes in Christo Jesu den Juden beweglich ans Herz legen konnten.“

Ein zweiter Jesuit mit Namen Regius besuchte sie jetzt und hatte den Muth, zu den armen, gequälten, in den Stock eingespannten Missionaren von der vielen Last, die ihm seine Amtsarbeit verursache, zu sprechen, und dass sich die Katholiken ihren Glauben so viel mehr kosten liessen als die Evangelischen. Die Missionare aber, ohne ein Wort von sich selbst zu sprechen, predigten ihm mit allem Ernst die Nothwendigkeit, rechtschaffene Busse zu thun, und forderten ihn auf, an das Heil der Juden zu denken; Aehnliches thaten sie dem Kaplan des Bischofs von Königgrätz gegenüber, der ihnen jetzt zugesandt wurde.

Endlich am 16. April, an jenem 55. Tage, den Widmann im Traume hatte nennen hören, bequeme man sich zum Verhör der Beiden, nachdem alle Versuche, sie katholisch zu machen, misslungen waren. Einzeln wurden die Missionare vorgefordert und mussten mit den schweren Ketten an den Füßen vor dem Richter erscheinen. Der Richter wollte nicht glauben, dass die Beiden wirklich nur den Juden zu predigen beabsichtigt hätten; im Uebrigen aber erklärte er, dass die Juden wohl als Juden in den Kaiserlichen Staaten geduldet würden, dass es ihnen aber

nicht erlaubt wäre, evangelisch zu werden, weil dann auch viele aus der römischen Kirche verführt werden könnten. Die möglichste Mühe gab man sich, sie zu dem Bekenntnisse zu bringen, dass sie die Hussiten hätten aufsuchen und unter ihnen evangelische Bücher vertheilen wollen. Der Richter erklärte, dass man ihnen das Geständniss durch die Folter abpressen werde. Manitius aber legte hiergegen Berufung auf den Kaiser ein.

Nach dem ersten Verhöre rief übrigens einer der assistirenden Richter dem Manitius zu: „Seid getrost!“ Am Schluss des zweiten Verhörs bat Manitius um die Erlaubniss, mit dem Protokoll eine Bittschrift an den Kaiser und die Appellationskammer einsenden zu dürfen. Der Vorsitzende frug ihn hierauf, ob er noch an eine göttliche Vorsehung glaube. Manitius antwortete getrost: „Ja, die glaube ich von Herzen. Ich weiss wohl, dass Gott schon Zeit und Stunde abgemessen hat, wie lange wir hier sitzen sollen, und werden Sie uns gewiss nicht eine Stunde länger halten können, als Gott es haben will. Das weiss ich. Allein ich weiss auch, dass Gott mir Mund und Verstand nicht umsonst gegeben hat, sondern wenn ich in solcher Gefahr bin, muss ich meine Unschuld retten, den Mund aufthun und eine hohe Obrigkeit um Erlaubniss bitten, dass ich meine Vertheidigung aufsetzen darf.“ Widmann, der nach Manitius das Verhör zu bestehen hatte, und seinen Richtern sehr ernst ins Gewissen redete, blieb nun wenigstens auch den Tag über ausser dem Stock, aber von seinem Gefährten getrennt. Ihre Bitte, ganz vom Stocke erledigt zu werden, wurde rundweg abgeschlagen.

Manitius litt jetzt an einem starken Husten in Folge der langen, entsetzlichen Verrenkung, welche er im Stock hatte erdulden müssen. Der Stockmeister erlaubte daher aus Mitleid den Beiden des Tages über auf seiner Stube zusammenzukommen, doch blieben sie auch hier wenigstens angeschlossen. Fortwährend wurden sie überdem mit Schriften, welche den Protestantismus bekämpften, gequält. Ein Versuch anderer Art, Manitius zum Catholicismus herüberzuziehen, misslang gleichfalls. Die Frau des Bürgermeisters besuchte denselben mit ihrer erwachsenen Tochter. Letztere bat ihn, katholisch zu werden, und deutete ihm an, dass sie ihm dann die Hand reichen würde. Manitius aber antwortete ihr: „Im Gefängniss ist Zeit zu beten und nicht Zeit an's Heirathen zu denken“. Widmann hatte in dieser Zeit einmal Gelegenheit zu entfliehen, aber er widerstand dieser

Versuchung. „Ich wollte den Arrest nicht verletzen, viel weniger meinen Gefährten im Stich lassen und ihn in einen schlimmeren Stand setzen.“

Vor Pfingsten schlug das Getreide bedeutend auf, so dass die Missionare ihre liebe Noth hatten, täglich mit 4 Kreuzern auch nur den dringendsten Hunger zu stillen. Juden und Jüdinnen aber, welche von den Beiden gehört hatten, besuchten sie jetzt öfters im Gefängnisse und reichten ihnen Almosen dar. Nach wie vor aber blieben die Missionare in der Ungewissheit über den endlichen Ausgang ihrer Haft. Ihr Glaube wurde jedoch nicht im Mindesten erschüttert. Sie beteten viel mit einander und bei ihrer ungemainen Kenntniss der Schrift gingen sie, da ihnen eine Bibel nicht gereicht wurde, Theile derselben, die sie sich selbst aus dem Gedächtnisse aufsagten, betrachtend durch.

Zu dieser Zeit drang aber auch ein Gerücht zu den Gefangenen, dass man von Halle aus ihre Sache in die Hand genommen habe. In der That hatte Callenberg am 15. März einen Brief aus Schlesien erhalten, welcher ihm meldete, dass Kaufleute aus Brünn, wie es in dem Schreiben hiess, der Gefangennehmung von Widmann und Manitius beigewohnt hätten. Ein evangelischer Geistlicher aber meldete in einem Briefe vom 20. März, dass die Beiden zu Chrudim in Mähren, wie er irrthümlicherweise statt in Böhmen schrieb, gefangen gesetzt worden wären. Callenberg schrieb sofort an einen Gönner des Institutum in Wien. Als bald geschahen Schritte bei dem preussischen, dem grossbritannischen und hannover'schen Gesandten in Wien, denen sich auch der dänische anschloss, um die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen. Die Verwechslung der Orte hatte aber viele vergebliche Nachfragen zur Folge. Erst am 2. Mai berichtete der Minister aus Berlin, dass die beiden Missionäre in Chrudim und zwar unter weltlicher, nicht unter geistlicher Jurisdiktion gefangen sässen. Letzterer Umstand war von grosser Wichtigkeit, denn eine Befreiung vom geistlichen Gerichte wäre kaum zu erhoffen gewesen, wie als bald von Wien her mitgetheilt worden war. Aber erst Ende Juni wurde festgestellt, dass Chrudim in Böhmen der Ort der Gefangenschaft sei. Ein Schreiben des preussischen und dänischen Gesandten an den Oberstburggraf in Prag vom 8. Juli hatte den gewünschten Erfolg. Unter dem 17. Juli langte in Chrudim ein Entlassungsbefehl für die Gefangenen ein, und am 18. wurden ihnen die Ketten abgenommen, welche

sie 22 Wochen getragen hatten. Dass der kränkliche Widmann diese Zeit überstanden hatte, war ein rechtes Wunder Gottes.

Am 21. Juli verkündigte ihnen der Syndikus den Entlassungsbefehl: „Aus den Inquisitionsakten habe man ersehen, dass die beiden Arretirten zwar nichts Ketzerisches ins Land gebracht haben, dass sie aber mit der Zeit, wenn man sie duldet, dem Lande einen Schaden zufügen möchten. Desshalb sollten sie aus dem Lande geschafft und unter sicherem Geleit auf einem Wagen bis an die Grenze gebracht werden; was an Geld nach Abzug der Unkosten noch übrig bleibe, sollten sie zurückerhalten.“ Das war katholische Gerechtigkeit!

Der Kostenersparniss halber baten die Missionare, ihnen nur 2 statt 4 Männer als Wachen mit auf den Weg zu geben. Dies wurde bewilligt und von ihrem ganzen Gelde ihnen nur 11 Gulden 42 Kreuzer zurückgegeben, alles andere für die aufgelaufenen Kosten verrechnet! Der Bürgermeister und Stadtrichter schämten sich dieses Urtheils und bewirtheten beide Missionare in ihren Wohnungen. Am 22. Juli verliessen sie nach einem köstlichen Abschied, den sie von allen Mitgefangenen genommen hatten, die Stadt. Und nun schreibt Widmann: „Darauf gingen wir in einem Sturme aus diesem Ort der Gefangenschaft in unsere Freiheit. Eine Jüdin folgte uns nach, um zu sehen, wie wir aus dieser Stadt kämen. Also ist der römischen Kirche offenbar geworden, man versuche evangelischerseits mit allem Ernst die Ungläubigen zu überzeugen; aber es steht auch zu fürchten, dass unsere Hinwegschaffung ein schweres Gericht nach sich ziehen werde. Je grösser die Noth, je näher Gott.“

Am 6. August langten die Missionare bei Callenberg an. Die Vergeltung, welche Widmann vorausgesehen hatte, kam über jene Stätten wenige Jahre später in dem Kriege Friedrichs des Grossen, aber auf eine merkwürdige Weise. Als die Preussen 1741 in Böhmen einrückten, fanden sie die Widmann und Manitus abgenommenen Bücher noch unter obrigkeitlicher Verwahrung vor. Da wurden die Soldaten in ihrer Weise Missionare, denn sie streuten, wie St. Schultz berichtet („Leitungen des Höchsten“, 2, 200) die Büchlein überall unter den Juden in Böhmen, Mähren und Oberschlesien aus. Schultz aber durfte in Teschen einen Proselyten kennen lernen, der nach seiner eigenen Angabe durch eins dieser Büchlein, das Evangelium Lucas in jüdisch-deutscher Sprache, zum christlichen Glauben gekommen war.

Widmann aber und Manitius hatte ihre Gefangenschaft vom Missionsberufe in keiner Weise abgeschreckt, sondern sie nahmen sogleich nach ihrer Rückkunft ihr Amt in der bisherigen Art wieder auf, und man hörte sie seitdem nie von dem besonders reden, was sie in ihrem Zeugenberufe erlitten hatten. Manitius fand überhaupt nie etwas Ausserordentliches in den vielen Nöthen und Beschwerden, welche ihr Amt mit sich brachte, sondern blieb stets mit wahrer Herzenslust ein Missionar. An dem Tage, wo er das zehnte Jahr in seinem Missionsberuf vollendet hatte, dem 16. November 1740, schreibt er: „Gelobt sei Gott, der mich die 10 Jahre meiner Reisen hat zurücklegen und mich in diesen Jahren meiner Wallfahrt so manches Gute hat erleben lassen. O, sein herrlicher Name muss dafür in alle Ewigkeit von mir und allen Gläubigen gepriesen werden!“

Von eigenen Leistungen wollte dabei Manitius nichts wissen und stellte seine Reisegefährten stets über sich selbst. Durch lautere, einfältige Frömmigkeit überragte er alle anderen Missionare des Institutum, besonders führte er ein tief innerliches Gebetsleben. Sehr lebendig war sein evangelisches Bewusstsein, wie dies die Zeit der Gefangenschaft deutlich bewies; und als später ein römischer Bischof die Juden seines Sprengels zur Lesung der Halle'schen Missionsschriften zwingen wollte, missbilligte dieser evangelische Glaubensbote das durchaus.

Manitius gönnte sich keine Ruhe in seinem Berufe, er ging in demselben völlig auf. Oft wenn er nach anstrengendem Marsche ganz ermüdet in einem Wirthshause einkehrte, vergass er, sobald ihm in demselben Juden zu Gesicht kamen, alle Rücksicht für sich selbst und stand sofort als Prediger des Evangeliums unter ihnen. Einmal wollte ihn eine Jüdin sprechen, als er sich eben hungrig und ermattet zu Tisch gesetzt hatte. „Ich bat sie freundlich, sie möchte nach einer Stunde wiederkommen; sie versprach es zwar, blieb aber doch aus. Ich werde das künftig nicht wieder thun, sondern unserem Heiland folgen, welcher sagte: Das ist meine Speise, dass ich thue den Willen meines Vaters, und welcher sich bei dem Zulauf des Volkes öfters des Essens enthielt.“

Wiederholte Anträge, ein Pfarramt anzunehmen, schlug er ab, so lange es ihm seine Kräfte gestatteten, im Missionsberufe zu bleiben; und er verwies z. B. den Bürgermeister einer Stadt, welcher ihm im Namen derselben eine Stelle an ihrem Orte an-

geboten hatte, in einem längeren Schreiben auf Lucas 14, 4: Welcher Mensch ist unter euch, der 100 Schafe hat und so er eins derselben verliert, der nicht lasse die 99 in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis dass er es finde?

Bei sehr grosser Schriftkenntniss besass Manitius doch nicht gerade eine hervorragende Gabe des Wortes; er stand in dieser Beziehung sowohl hinter seinem früheren Gefährten Widmann als hinter dem späteren St. Schultz zurück. Aber wie er selbst im innersten Herzensgrund von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen war, so verstand er es auch, dieselbe gerade den Herzen der Juden nahe zu bringen und sie in die Schrift einzuführen. Und hatte er trotz seiner gewinnenden Art wiederholt recht Arges von Juden zu leiden, ja auch selbst Miss-handlungen durch dieselben zu ertragen, so hörten ihn diese der Regel nach doch willig und gern an.

Ebenso wie seinen Gefährten Widmann und St. Schultz wurde es ihm denn auch wiederholt gegeben, dass Juden, mit denen er in Verkehr getreten war, das Christenthum annahmen; unter Anderem geschah dies mit einem jüdischen Arzte in Anspach, der mit 5 Kindern Christ wurde, mit einem Rabbi aus Hessen und einem Rabbi Aron, der sich hernach als Christ besonders bewährt hat. In Polen wurde eine grosse Anzahl von Juden durch Widmann und Manitius für das Christenthum gewonnen, in der Stadt Posen traten einmal in Folge der von Manitius und seinem Gefährten entfalteteten Wirksamkeit 18 jüdische Haushaltungen über und unter ihnen recht wohlhabende. Noch 20 Jahre nach seinem Abgange vom Institutum wurde Manitius von Juden „ein gefährlicher Mensch“ genannt, der manchen Juden zum Abfall gebracht habe.

In besonderem Maasse war es ihm gegeben, Christen für das Missionswerk zu erwärmen; auf Studirende verschiedener Universitäten zumal übte er in dieser Beziehung einen bemerkenswerthen Einfluss aus.

Als sein körperlicher Zustand ihm dann aber das fernere Wandern zu Fuss unmöglich machte, war es ihm der grösste Schmerz, sein liebes Missionsamt aufgeben zu müssen. Er hatte von Hause aus eine krankhafte Anlage zum Fettwerden, welche auch nicht einmal durch die geringe und entbehrungsvolle Lebensweise im Missionsamte überwunden wurde und ihm grosse Athmungsbeschwerden verursachte, so dass er hierdurch schliesslich gezwungen wurde, den Missionsberuf aufzugeben. Doch ergab

er sich erst, als er eben die Sache einfach nicht mehr weiterführen konnte, und nachdem er 14 Jahre hindurch mit unaussprechlicher Treue und Eifer sein Werk gethan hatte.

Am 20. Februar 1744 verabschiedete er sich zum grössten Schmerze für Callenberg und seinen damaligen Gefährten St. Schultz vom Institutum und nahm zuerst die Schlosspredigerstelle in Nienburg (Anhalt) an; später wurde er Pastor an der lutherischen Kirche Agnus Dei in Cöthen, wo er am 16. April 1758 in einem Alter von 51 Jahren starb.

Die Zeit seiner Amtswirksamkeit in Cöthen war auch die der Blüthe jener Gemeinde. Nie vor- und nachher war das geistliche Leben in derselben so kräftig als damals, wo Manitius an derselben wirkte. Mit derselben Unermüdlichkeit, die ihn vorher in seiner Arbeit unter den Juden ausgezeichnet hatte, wirkte er jetzt trotz der Hindernisse, die ihm sein körperlicher Zustand und der katholische Fürst von Anhalt-Cöthen bereiteten, an der christlichen Gemeinde, die seiner Pflege anvertraut war.

Aber die Juden vergass er auch in der neuen Thätigkeit nicht. Er blieb in stets regem Verkehr mit dem Institutum, unterrichtete auch jüdische Katechumenen und schrieb noch vier Jahre vor seinem Tode an St. Schultz: „Die Arbeit unter den Juden, wie sie bisher auf Reisen getrieben worden ist, ist und bleibt mir alle Zeit eine der wichtigsten in dem herrlichen Gnadenreich Jesu Christi“, und sorgfältig führte er sein Proselytenregister weiter, von dem nur leider nicht zu ermitteln war, wo es geblieben sein mag. Von seinen Kindern aus der Ehe mit J. C. Ludovici, Tochter des hessischen Geheimraths, Vizekanzlers und Professors Doctor juris J. F. Ludovici in Giessen überlebte ihn ein Sohn Josua Gotthelf, geboren 25. August 1747 und eine Tochter Johanna Christiane.

Tiefer als Johann Andreas Manitius hat wohl nie ein Judenmissionar die Noth der Juden gefühlt und evangelischer ihnen keiner das Heil bezeugt als dieser Mann. Alle Arbeiter der Judenmission sollten nach dieser Richtung hin ganz besonders für ihr Werk und ihre Arbeit von ihm zu lernen suchen.

6. Stephan Schultz.

Die Leitungen des Höchsten u. s. w. von Magister Stephan Schultz 5 Theile, Halle 1771—1775, eine Selbstbiographie des Mannes. Auszüge aus diesem Werke haben häufig deutsche und

englische Missionsblätter gebracht. Stephan Schultz, Fernere Nachricht von der zum Heile der Juden errichteten Anstalt, Stück 1—15, 1762—1776. Von demselben Verfasser: Kurze Nachricht von einer zum Heile der Juden u. s. w. errichteten Anstalt, 2. Auflage, Halle 1769. Stephan Schultz, ein Beitrag zum Verständniss der Juden und ihrer Bedeutung für das Leben der Völker, von J. F. A. de le Roi, Gotha, 2. Auflage 1878. Stephan Schultz, Basel, Verlag der Freunde Israels.

Die Berichte, welche Professor Callenberg über die Reisen seiner beiden Missionare Widmann und Manitius herausgegeben hatte, erweckten in dem schwedischen Staatsminister Baron von Degenfeld den Wunsch, dass dem Werke des Institutum eine weitere Ausdehnung gegeben werden möchte. Er schrieb deshalb 1735 an Callenberg, ob sich nicht noch andere Candidaten finden liessen, welche in die Arbeit einträten, und frug zugleich an, was es kosten würde, einen Candidaten für das Missionsamt vorzubereiten. Callenberg antwortete, dass es an geeigneten Persönlichkeiten nicht fehlen würde, und theilte zugleich mit, wie viel zur Erhaltung eines dritten Mitarbeiters nöthig sei. Baron Degenfeld erklärte hierauf, dass er zum Unterhalt eines solchen jährlich 50 Thaler beisteuern wolle, und hat dieses Versprechen auch, so lange er lebte, gehalten. Aber nicht bloss bei seinen Lebzeiten überwies er die betreffende Summe stets dem Institutum, sondern setzte auch durch testamentarische Verfügung fest, dass nach seinem Tode, der im Jahre 1750 erfolgte, von seinen Erben jährlich die Zinsen von 1500 Gulden bis zur Aufhebung der Anstalt an dieselbe gezahlt werden sollten.

Callenberg hat somit auch den ersten Schritt zur Vermehrung der Missionare nicht von sich selbst aus gethan; aber da die Anregung hierzu von aussen an ihn trat, hat er die Sache gern aufgenommen und von nun an auch selbständig den Plan gefasst, die Zahl der Mitarbeiter, so viel es irgend angehen würde, zu vermehren. Aber auch jetzt hielt er an dem Gedanken fest, dass jeder dieser Missionare nur für einige Zeit im Dienste des Institutum bleiben und dann in eine andere Lebensstellung eintreten sollte. Denn von einer solchen Praxis erhoffte er noch immer den doppelten Vortheil, dass einmal die fortwährend neu eintretenden Kräfte dem Werke auch stets eine neue Frische verleihen, und dass andererseits die früheren Missionare hernach als Prediger oder als

Lehrer an Universitäten und Gymnasien den Trieb fühlen würden, in ihren neuen Aemtern selbst die Arbeit an den Juden fortzusetzen, die Gemeinden für die Juden zu erwärmen und besonders die jugendlichen Herzen für das Werk unter denselben zu gewinnen.

Zunächst nun trug Callenberg den Studirenden, welche seine Vorlesungen und zumal die des Institutum besuchten, seinen Wunsch vor, einen neuen Mitarbeiter aus ihrer Mitte für die Missionsreisen zu erlangen; augenblicklich aber war hierzu keiner bereit, wengleich einer aus dieser Zahl hernach, den durch Callenberg empfangenen Missionsanregungen folgend, zu den Heiden ging. Callenberg beauftragte daher Widmann und Manitius, auf anderen Universitäten sich nach einem geeigneten Genossen umzusehen. 1736 kamen diese nach Königsberg in Ost-Preussen und erkundigten sich dort, ob einer der Studirenden dieser Universität bereit sei, in das Missionswerk einzutreten. Professor Salthenius, dem sie besonders ihren Wunsch vortrugen, dachte an einen Theologie-Studirenden, Stephan Schultz, welcher mit Vorliebe rabbinische Studien trieb. Durch seine Dürftigkeit hiezu gezwungen, hatte derselbe neben den Stunden, die er auf den Besuch der Collegien und auf die eigentlichen theologischen Fächer verwendete, Unterricht am Collegium Friedericianum geben müssen und daher nur während der Nacht Zeit zum Studium der rabbinischen Werke, deren ausserordentlich feiner Druck die Augen sehr angriff, gefunden. Zwei Jahre lang hatte er in jeder Nacht nur drei Stunden geschlafen, aber dies freilich allein dadurch zuwege gebracht, dass er die künstlichsten Mittel anwandte, um sich wach zu erhalten.

Seinen Zweck hatte Stephan Schultz damit erreicht, aber die Folgen liessen nicht auf sich warten, und er selbst schreibt: „Ich würde wohl dieses Verfahren vielleicht in Kurzem mit dem Grabe beschlossen haben, wenn nicht Gott in seiner Güte die Missionsreise veranstaltet hätte.“

An St. Schultz also dachte Salthenius, als er nach einem für das Missionswerk tauglichen Studirenden gefragt wurde, aber der Gesundheitszustand desselben erregte ihm Bedenken; doch wandte er sich an denselben und nach einem kurzen, überaus charakteristischen Gespräch erhielt er das Ja desselben. Sofort rüstete sich Schultz auch zum Aufbruch; die Freunde nahmen von ihm Abschied, aber, wie sie glaubten, auf Nimmerwiedersehen; denn allem Anscheine nach musste Schultz auf den ersten

Meilen seiner Wanderschaft zusammenbrechen. Doch er ging, und das Callenberg'sche Institutum hatte seinen bedeutendsten Mitarbeiter und einen Missionar gefunden, mit dem sich bis in unsere Gegenwart hinein keiner zu messen vermag.

Stephan Schultz, geboren 6. Februar 1714, war ein Sohn des Obermeisters der Schuhmacherinnung in Flatow, einer damals zum Königreich Polen gehörigen Stadt der heutigen Provinz West-Preussen. Zur Zeit seiner Geburt waren die Eltern wohlhabende Leute. Durch ein Gelübde hatte die Mutter den Sohn für den geistlichen Stand bestimmt und ihm den Namen Stephan gegeben, „damit er das thue, was einst Stephanus gethan, und wenn er auch die Leiden Stephani übernehmen sollte“. Ein evangelischer Geistlicher zu werden bedeutete aber freilich in dem damaligen polnischen Reiche von vorn herein so viel, als ein Märtyrerleben erwählen.

Im Dulden und Entsagen hat sich St. Schultz von früh an üben müssen. Das 3 Monate alte Kind liess ein Brauknecht in die Braukufe fallen, und 1 1/2 Jahr lang hing in Folge dessen sein Leben an einem Faden. In seinem ersten Lebensjahre brannten die Eltern ab; 2 Jahre darauf zerstörte ein anderer Brand, als der Vater auf Reisen abwesend war, das neu aufgebaute Haus; und was ihm noch geblieben war, verzehrte dann der schwedische Krieg. Der 3 Jahre alte Knabe fiel von einer Treppe herunter und längere Zeit hindurch schwebte er jetzt zwischen Leben und Tod. Als er wieder hergestellt war, meinten alle, dass er sein Leben lang werde an Krücken gehen müssen, aber nach einem Vierteljahre war er wieder hergestellt und hat hernach tausende von Meilen zu Fuss zurückgelegt. Diese Heimsuchungen in seinen frühesten Jahren lehrten ihn aber auch bald auf Gottes Wort merken, und der Knabe bereits führte recht eigentlich ein Leben mit Gott.

Krieg und Brand vertrieben dann die Eltern aus Flatow und führten sie zuerst nach Wirzisk, später aber nach Stolpe in Pommern. Der fünfjährige Knabe besuchte in Wirzisk während seiner Freistunden am liebsten die Schule des Rabbi. Der Mutter wurde dies bedenklich, und sie frug ihren Sohn, er wolle doch nicht etwa ein Jude werden. Der Kleine aber antwortete: „O nein, ich werde kein Jude werden, sondern studiren, den Talmud lernen und die Juden bekehren“ und fuhr fleissig fort mit Judenkindern Umgang zu pflegen. So wurde ihm von früh auf neben

dem Deutschen und Polnischen das Jüdisch-deutsche eine Art Muttersprache. Als er nach zurückgelegtem 11. Jahre konfirmirt wurde und das Abendmahl empfing, wurde ihm der Gedanke, ein Tischgenosse Jesu gewesen zu sein, so wichtig, dass er an Kinderspielen fortan kein Vergnügen mehr fand.

Bis zum 14. Jahre half er dann seinem Vater im Schuhmacherhandwerk, fühlte aber dabei den Trieb zum Studiren in sich mächtig erwachen. Die Mutter, welcher er das Herz erschloss, wandte sich desshalb an einen Pastor Pfeifer, welcher bereit war, dem jungen Menschen den Vorbereitungsunterricht für eine höhere Schule zu ertheilen. Im Augenblicke der Abreise zu jenem Geistlichen wurde aber Stephan Schultz krank und als er nach mehreren Monaten gesund geworden war und sich nun zu jenem Geistlichen begab, fand er denselben sterbenskrank. Der Prediger übergab ihn daher seinem Bruder, einem Arzt und Apotheker im pommerschen Bütow. Dort lernte nun Schultz manches aus der Botanik und Apothekerkunst, aber die Schule wurde völlig vernachlässigt. Desshalb ging der junge Mensch gern auf den Vorschlag des städtischen Rektors ein, der ihm anbot, Famulus bei ihm zu werden. Der Rektor war jedoch zugleich Brauer, Branntweinbrenner und Kaufmann, und so hat nun Stephan Schultz bei ihm, der ihn in seinen Gewerben gebrauchte, die Schule recht selten besuchen können. „Ich wurde bei dem Rektor ein Malzmacher, Branntweinbrenner, Pfeffer- und Heringskrämer.“ Neben dem Darrofen legte sich jedoch der Jüngling platt auf die Erde und studirte so die lateinische Grammatik und andere Bücher oder betete.

Bis in sein 17. Jahr brachte St. Schultz in dieser Weise seine Zeit zu. Dann hielt er dem Rektor sein Versprechen vor und derselbe erbot sich nun, ihn „einen Kammacher“ werden zu lassen. „So wird Gott helfen“, antwortete kurz und entschieden der Jüngling und ging in seine Schlafkammer. Hier überlegte er, was er jetzt thun solle. Er hatte einmal von einer Armenschule in Stolpe gehört, dorthin wollte er gern kommen. Der Pastor in Bütow, an den er sich desshalb wandte, versprach ihm, an den Rektor jener Schule seinetwegen zu schreiben. Indess aber kam ein Stolpe'scher Kaufmann durch Bütow. Er bat denselben, ihn und seine wenige Habe mitzunehmen. Der Fuhrmann wollte es für 8 Groschen thun, Schultz aber hatte nur 9 Dreier, die bot er dem Fuhrmann an, und derselbe liess sich

an den wenigen Pfennigen genügen. Darauf meldete er dem Pastor sein Abkommen. Derselbe war bestürzt, dass Schultz die Antwort aus Stolpe nicht abgewartet hatte, gab ihm aber seinen Segen auf den Weg und schenkte seinem Schützlinge auch einen Mantel. So ging es auf die Reise.

Von diesem Augenblicke an ebneten sich alle Wege für den Jüngling. Unterwegs theilte der Fuhrmann mit dem Darbenden sein Brot und seinen Käse. Der Besitzer des Wagens aber, der Stolpe'sche Kaufmann fand an dem jungen Menschen ein Wohlgefallen und erlaubte ihm, statt neben dem Wagen einherzugehen, in demselben Platz zu nehmen, gab ihm dann, in Stolpe angelangt, wöchentlich einen Tisch in seinem Hause und sandte ihn, mit einem Billet von sich versehen, zu dem Rektor. Dieser war erschrocken, als der Jüngling plötzlich vor ihm stand, machte ihm allerlei Vorwürfe, rechnete ihm vor, was der Unterhalt auf der Schule koste und frug ihn, was er denn thun wolle, um die Geldmittel zu beschaffen, die nöthig seien, damit er sein Ziel erreiche. Da streckte Schultz seine Hände zum Himmel und sprach: „Der Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, wird auch noch ein paar Pfennige für mich übrig haben, mich studiren zu lassen“ — und der Rektor war entwaffnet. Er prüfte ihn und wies ihn in die dritte Klasse, griff nun aber auch zu, damit sein Bleiben am Ort ermöglicht würde; und im Laufe einer Woche war für den Mittagstisch des neuen Gymnasiasten, für seine Wohnung, Kleidung und Bücher vollständig gesorgt. Privatunterricht, den man ihm anvertraute, brachte ihm einiges Geld und so lebte er schliesslich auf dem Gymnasium in ganz behaglichen Verhältnissen.

Diese Gnadenführungen Gottes machten auf Schultz einen tiefen Eindruck und er war ernstlich bestrebt, nicht bloss in weltlichem Wissen, sondern auch in der Frömmigkeit zu wachsen. Den Spott, welchen er dafür von seinen Mitschülern zu ertragen hatte, achtete er nicht, viel schwerer waren ihm geistliche Anfechtungen, welche er in einer für sein Alter völlig ungewöhnlichen Weise erfuhr. 1732 befiel ihn ein hitziges Fieber, so dass er sein Ende nahe glaubte und das Abendmahl nahm, aber er durfte noch einmal genesen. Bald darauf besuchte er einmal seine damals noch in Wirzisk wohnenden Eltern, und der Jüngling hielt daselbst auf Vieler Bitten in einer Stube eine Predigt. Als aber die Katholiken das erfuhren, wollten sie ihn als Prädi-

kanten dem Gefängniss überliefern, und nur schleuniger Flucht hatte er seine Rettung zu verdanken. Dem Jüngling, welcher dies Alles in Stolpe mittheilte, bot man dort das Bürgerrecht für seine Eltern an und überwies denselben, als sie gern dem Rufe folgend übersiedelten, ein Wohnhaus an, das mit dem Nöthigen wohl versehen war.

1733 konnte Schultz die Universität beziehen. Er ging nach Königsberg, wo ihm Professor Salthenius freie Station gewährte, wofür er von Schultz nur forderte, dass er zwei hebräische Stunden am Kniphofschen Gymnasium gäbe. Mehreren Studenten hielt er daneben privatim ein hebräisches Colleg, und die Professoren baten ihn, seine Studien dahin zu richten, dass er Docent an der Universität würde.

In dieser Zeit aber las er einige der Callenberg'schen Berichte und dieselben wurden ihm so wichtig, dass er beschloss, Magister auf der Universität zu werden und sich durch Vorlesungen eine Summe zu erwerben, die hinreichte, um hernach Missionsreisen unter den Juden zu unternehmen. Dass also der Vorschlag des Professor Salthenius, beim Institutum einzutreten, angenommen wurde, ist sehr erklärlich.

22 Jahre alt, begab sich dann St. Schultz am 29. Mai 1736 mit Widmann und Manitius zu einer Probereise auf die Wanderung. Der körperlich elende Mensch, der nun noch dazu sein schweres Wanderbündel tragen musste, sah aus, als werde er bei den ersten Schritten zusammenbrechen; aber seine Kraft wuchs mit jedem Tage und trotzte den grossen Strapazen, welche die Wanderung in den jetzt russischen Ostseeprovinzen mit sich brachte. Eines Abends geriethen alle drei Wanderer ins Wasser. Ueberschwemmungen hatten das ganze Gebiet vor ihnen in einen See umgewandelt. Zurück wollten sie nicht und so blieb ihnen nichts übrig, als sich auszukleiden, die Sachen zusammenzubinden, sie auf den Kopf zu nehmen und, im hellen Mondlicht nach vorn hin schauend, schwimmend ihrem Ziele zuzusteuern. Um 1 Uhr landeten sie auf trockener Erde und erreichten das Haus, das sie aus der Ferne her erblickt hatten. „Brot, wie aus purer Streu gebacken und in warme Milch getaucht, war die Hauptnahrung“, selten trat „ein wenig gedörrtes Fleisch“ hinzu. Aber die Freudigkeit an der Arbeit litt darunter nicht. Schultz fand reiche Gelegenheit zu Zeugnissen unter den Juden und nur das hatte er gesucht, die Beschwerden achtete er nicht und war

nun vielmehr bereit, sobald er zu beständiger Arbeit in diesem Missionswerk berufen würde, sogleich zu folgen.

Von 1737—1739 wirkte er dann noch einmal wieder in Königsberg als Prediger am Zuchthause und als Lehrer am Fridericianum. Seine Gesundheit hatte sich inzwischen gekräftigt. Jetzt gelangte aber mehrfach der Ruf an ihn, ein Pfarramt zu übernehmen und gerade, als er im November 1739 die Aufforderung aus Halle erhielt, sich von Neuem dem Missionsberuf zu widmen, erging an den erst 25jährigen jungen Theologen der Antrag, die bedeutende und einträgliche Superintendentur in Stallupönen zu übernehmen. Man hielt ihm denn auch vor, dass er die Pflicht habe, es wohl zu erwägen, ob er eine so wichtige Stelle ausschlagen dürfe, und so antwortete er, dass er selbst in dieser Sache nicht entscheiden wolle. Er erklärte sich bereit, der theologischen Facultät, die besonders in ihn drang, jenes Amt zu übernehmen, zu gehorchen, wenn dieselbe ihm seine Bedenken nehmen könne. Er wolle die Sache nur der Facultät so vorstellen, wie sie liege, und das that er in fünf Punkten, jene Körperschaft aber solle alsdann den Entscheid geben. Er schrieb:

„Wenn Gott an jenem Tage mich fragen möchte:

1. Habe ich nicht von Kindesbeinen an dir einen Trieb gegeben, den Juden den Weg des Heils zu zeigen? so würde ich antworten: Ja, Herr!

2. Habe ich dir nicht auf der Probereise vor 3 Jahren gezeigt, dass ich dir Tüchtigkeit geben könnte zu arbeiten? so würde ich antworten: Ja, Herr!

3. Habe ich dir nicht zu erkennen gegeben, dass die Ernte der Juden gross und der Arbeiter aber wenige seien? so würde ich wieder antworten: Ja, Herr!

4. Habe ich dir nicht gezeigt, dass du auf der Probereise manchen guten Eingang bei den Juden hattest und dass du bei fernerer Reise und grösserer Uebung hättest weiteren Eingang haben können? Ich würde wiederum antworten: Ja, Herr!

Und wenn endlich
5. dann der Herr mich fragen würde: Warum bist du dem ergangenen Rufe nicht gefolgt? so würde ich die hochwürdige theologische Facultät antworten lassen.“

Darauf sagten Alle: „Nein, das wollen wir nicht verantworten, gehe er in Gottes Namen“, segneten mich und liessen mich ziehen.“

Auf seiner Reise nach Halle ging er über Stolpe, wo er von seiner verwittweten Mutter noch den Segen für das neue Amt empfing, und über Berlin. Hier besuchte er den Pastor Woltersdorf an der Georgenkirche. Er frug die Kinder desselben, ob sie wohl Lust zum Reisen hätten? Der 9jährige Albert Friedrich antwortete: „Warum nicht, wenn es Gottes Wille ist?“ 10 Jahre später trat derselbe in das Institutum ein und begleitete Schultz auf dessen Missionsreisen nach dem Orient als jugendlicher Mitarbeiter.

Anfang 1740 verliess dann Schultz Halle, um in Begleitung von Manitus Missionswanderungen zu unternehmen.

Da es der Plan des Institutum war, dass womöglich überall die Juden einmal durch die Sendboten desselben aufgesucht werden sollten, galt es für dieselben auch manche fremde Sprache zu lernen. Schultz hatte ein angeborenes Sprachentalent und brachte es ausser seiner deutschen und polnischen Muttersprache auch zum Sprechen im Lateinischen, Alt- und Neugriechischen, Hebräischen und Rabbinischen, Englischen, Französischen, Holländischen, Italienischen, Illyrischen, Türkischen, Arabischen, Syrischen, Persischen, Armenischen, Koptischen und der Lingua franca des Morgenlandes. Theils während der Zeit, welche er vorübergehend in Halle zubrachte, theils auf seinen Reisen erlernte er diese Sprachen. In 3 bis 4 Monaten hatte er z. B. das Türkische bemeistert. Am Tage zog er missionirend umher und des Nachts finden wir ihn dann oft über einer neuen Sprache studierend.

Im Bayerischen traf er einmal unter einer Anzahl von Juden einen polnischen Rabbi. Das Zeugniß des Missionars von der Busse und dem Glauben war dem Manne unangenehm, und er stellte sich desshalb an, als ob er von der ganzen Unterhaltung nichts verstünde. Plötzlich redete Schultz ihn an, der Rabbi aber entschuldigte sich in polnischer Sprache, dass er deutsch nicht verstehe. Da setzte Schultz die Unterhaltung polnisch fort, der Rabbi aber suchte dem Gespräch damit ein Ende zu machen, dass er rabbinisch zu reden begann; aber auch hierin folgte ihm der Missionar. In grösster Verlegenheit wechselte nun der Jude fortwährend zwischen den drei Sprachen, aber Schultz hielt mit ihm gleichen Schritt, bis der Rabbi die Waffen streckte und jetzt bereitwillig die ihm von Schultz angebotenen Missionschriften annahm.

Gewöhnlich waren es die Wintermonate, welche eine Unterbrechung des Reisewerkes herbeiführten. Setzte nun Schultz während dieser Zeit seine sprachlichen und theologischen Studien fort, so beschränkte er sich jedoch darauf nicht, sondern hielt, mehrfach geäußerten Wünschen entsprechend, auch Vorlesungen an der Universität in Halle über arabische Sprache, die muhammedanische Religion, rabbinische und griechische Sprache, über einige alt- und neutestamentliche Bücher und ein syrisches über das Evangelium des Matthäus, so dass es wohl erklärlich ist, wenn ihm zuerst in Königsberg und hernach noch mehrfach Universitätsprofessuren für die orientalischen Sprachen angetragen wurden.

Missionirend durchzog Schultz dann von 1740 bis 1741 das westliche und südliche Deutschland, 1742 Nordwestdeutschland, Holstein, Schleswig und Dänemark, 1743 Norddeutschland und Preussen, 1744 Süddeutschland und die Schweiz, 1745 einige Theile Deutschlands, Schweden und Theile des heutigen Russlands, 1746 zog er von Königsberg bis zum Rhein, 1747 bereiste er Polen, Schlesien und Ungarn, 1748 Dänemark, 1749 Holland, England, hernach Süddeutschland und kam bis Venedig, 1750 Italien bis nach Rom hin, die Schweiz und Süddeutschland, 1751 Elsass und Baden, 1752 Oesterreich, Italien, die Türkei und Klein-Asien, 1753 die Türkei, Klein-Asien und Aegypten, 1754 Palästina und kam bis Aleppo, 1755 den Lybanon, Syrien und die Inseln Klein-Asiens, 1756 kehrte er nach Halle zurück.

Der Tod seines Collegen Woltersdorf beschleunigte seine Rückkehr. Der ursprüngliche Plan aber war gewesen, dass die Missionare, um gewissermassen eine Forschungsreise, die feststellen sollte, wie weit Juden wohnten und wo überall also die Arbeit an denselben nöthig wäre, auszuführen, von Palästina durch Syrien nach Armenien und weiter durch Mittelasien bis nach China, von dort zurück über Ispahan in Persien und über Bagdad den Euphrat und Tigris hinunter nach Balsora gehen, von hier die indischen Küsten Madras und Coromandel besuchen und durch das Rothe Meer nach Abessinien übersetzen sollten. Von Abessinien war es ins Auge gefasst, den Rückweg über Aegypten nach Jerusalem zu nehmen, von dort zu Schiff nach Italien zu gehen, Frankreich und Spanien zu besuchen und von hier aus nach Amerika überzusetzen. Die Rückkehr nach Halle sollte dann zuletzt über England geschehen.

So sollte denn praktisch der Anfang mit der Ausführung des Planes, die ganze Judenschaft der Welt in den Bereich der Missionswirksamkeit zu ziehen, gemacht werden. Die Reisen nach Asien und Afrika sollten zunächst einen orientirenden Charakter tragen und die Möglichkeit einer Missionswirksamkeit daselbst feststellen. Abenteurerei lag hierbei Niemandem ferner als dem prosaischen Callenberg. Schon in früherer Zeit hatte ja der Professor die weiteste Ausdehnung der Missionsreisen ins Auge gefasst, weil ihn sein scharfes Missionspflichtgefühl hierzu bestimmte. Aber dass nun der Plan in jenem grossen Umfange, wie es oben bezeichnet worden ist, zur Ausführung kam, ist wesentlich dem Einflusse von St. Schultz zu danken. Callenberg hatte sich, als Schultz ihm den dahin zielenden Vorschlag machte, anfangs gegen denselben gesträubt, weil er nach den Erfahrungen in Böhmen für seine Missionare bangte. Aber die Freudigkeit von Schultz und der Hinweis desselben, dass alle seine früheren Reisen glücklich abgelaufen seien, überwand hernach seine Bedenken und er gab dann freudig seine Zustimmung zu einer Missionsreise in so grosser Ausdehnung.

Die Reise sollte übrigens nicht bloss den Juden gelten, sondern, der Grundidee des Institutum entsprechend, auch den Muhammedanern und orientalischen Christen zugute kommen; und eben daher ist es geschehen, dass auch Gegenden, in denen nur wenige Juden, dafür aber desto mehr Muhammedaner und orientalischen Christen wohnten, in das Programm dieser Reise mit aufgenommen wurden. Die Berichte der Missionare von der fraglichen Reise enthalten dem entsprechend auch viele Mittheilungen, welche die Muhammedaner und orientalischen Christen betreffen.

Die Armseligkeit der zur Ausführung eines solchen Unternehmens zu Gebote stehenden Mittel macht dasselbe um so bewunderungswürdiger, und an der Geringfügigkeit dieser Mittel ist es denn auch nicht gescheitert. Ausgeführt wurde ja vielmehr der oben erwähnte Plan zu einem bedeutenden Theile, und lediglich der Heimgang von Woltersdorf verhinderte es, dass er nicht noch weiter ins Werk gesetzt werden konnte. Damit ist aber zugleich für alle Zeiten der Judenmission der Beweis geliefert worden, was geleistet werden kann, wenn die rechten Leute sie in die Hand nehmen und in ihr verwandt werden. Schultz war

jedesfalls der Mann, mit welchem alle Aufgaben der Judenmission ausgerichtet werden konnten.

Wie seine Genossen, aber mit einer alle anderen überragenden Begabung trat er überall an die Juden heran. Besonders gern lenkte er seine Schritte zu den Synagogen hin, und es wurde dies damals von den Juden für gewöhnlich nicht so übel empfunden wie heutiges Tages. In der Synagoge schlug er den biblischen Tagesabschnitt auf und sah dann bald Schaaren von Juden um sich versammelt. In Mitau legte er dem sogenannten jüdischen Landtage die Tageslektion aus und sprach nach Anleitung derselben über den Weg der Busse und des Glaubens. „Mit einer Predigt habe ich so in das ganze Land hineingearbeitet.“ In einer Londoner Synagoge sahen ihn die Juden den an der Reihe befindlichen Abschnitt aufschlagen. Der Vorsteher frug ihn: „Woher weiss der Herr die Schrift?“ Schultz antwortete: „Woher vergast ihr die Schrift?“ Die unerwartete Antwort machte alle begierig von dem Fremden mehr zu hören. Sie baten ihn, einige ihrer Fragen über den vorliegenden Text zu beantworten. „Warum ruft der Herr im ersten Verse desselben Himmel und Erde auf?“ Schultz entgegenete: „Weil ihr eure Ohren verstopft und zwar mit Lumpen oder Kleidern oder Kupfer, Blei, Zinn, Geldwechselln und dergleichen.“ So ging es weiter; die einen waren voller Empörung, die anderen fühlten sich ungemein angeregt, so dass man den Missionar zuletzt frug, woher er denn die Schrift so gut verstünde? Schultz antwortete ihnen: „Darum weil der Messias oder seine Boten die Lehre vom Leben unter die Völker gebracht haben, Jesaia 49, 1—6.“ Und hiernach durfte er, während alle schweigend zuhörten, ihnen das Evangelium vom Messias Jesus Christus ausführlich verkündigen. Aehnliches erlebte Schultz wiederholt in Synagogen. Der Vorsteher in Rheda (Westfalen) gebot gradeswegs allen anwesenden Juden Stille, damit der Missionar ununterbrochen sein Zeugnis in ihrer Mitte ablegen könne.

Die Juden vom Talmud auf den Boden des Alten Testaments zurückzuführen, um ihnen von diesem her das Verständnis des Neuen Testaments zu erwecken, erklärte St. Schultz z. B. dem Grafen Zaluski in Warschau als die erste seiner Aufgaben. In den Gesprächen mit den Juden gälte es dann vor allem, ihnen durch das Alte Testament den Ernst der Heiligkeit Gottes zu Gemüthe zu führen, im Uebrigen aber je nach den Umständen

die Gelegenheit zu benützen, um die Seelen auf das eine Nothwendige hinzuweisen. Und Schultz besass hierfür eine seltene Gabe. Verstand, Herz und Gewissen wusste er in gleicher Weise zu erreichen, und nicht leicht ging ein Jude, der ihm begegnete, von dannen, ohne dass er ihm, selbst wenn er es oft nur mit einem Worte hatte thun können, einen Haken ins Herz geworfen hätte.

Die Umstände des Augenblicks wusste dieser Missionar in seltener Weise zu benützen. Bei einem jüdischen Kaufmann in Krakau kaufte er einen Flor und kam mit ihm in ein Gespräch, welches schliesslich zu der Frage führte, was er denn habe, um mit Gott versöhnt zu werden? Da der Missionar dem Manne alle seine Versöhnungsmittel zu Schanden machte, berief sich derselbe schliesslich auf die Herlesung der Opfergebete in der Synagoge, welche ihrem Volke dieselbe Sühnung gewähre, die ihm sonst die wirklich dargebrachten Opfer eingetragen hätten. Schultz frug hierauf nach dem Preise des Flors, und als ihm 50 Kreuzer genannt waren, schrieb er diese Summe auf eine Tafel, las etwa zehnmal die Worte „50 Kreuzer kostet der Flor“ her und schickte sich dann an, den Laden zu verlassen. Der Kaufmann jedoch hielt ihn zurück und forderte Bezahlung; Schultz antwortete ihm, dass er ihm ja die Summe vorgelesen und ihn also bezahlt habe. Da fühlte sich der Jude beschämt und liess sich nun nach Jesaia 53 auf das rechte Opfer hinweisen, welches die wahre Zahlung für seine Sünden geleistet habe.

Die Einwürfe der Juden wusste er mit eben so vieler Wahrheit und Gerechtigkeit als Ueberzeugungskraft zu beantworten und von den Menschen führte er sie stets zu Jesu hin, den er ihnen in der lebendigsten Weise vor die Augen und vor das Gewissen stellte. Dabei besass Schultz eine merkwürdige Kraft die Geister zu beherrschen; ja er war es so gewöhnt, sie in seine Bahnen hinein zu leiten, dass er im späteren Leben etwas Herrisches und Rechthaberisches annahm. Er ist hierdurch seinen Amtsgenossen wie den Missionaren, welche während seines Direktoriums im Institutum unter ihm standen, oft recht schwer geworden.

Die Zukunft des Volkes Israel in der Weiterentwicklung des Reiches Gottes liessen weder Callenberg noch seine Missionare in ihrem Werke besonders hervortreten oder sich von derselben in ihrer Wirksamkeit bestimmen, wiewohl sie sich zu der Lehre der Schrift von derselben durchaus nicht ablehnend verhielten.

Nur Widmann wurde von dem Gedanken an die Massenbekehrung der Juden praktisch beeinflusst und Missionar Bennewitz durch die Erwartung des tausendjährigen Reiches verwirrt, so dass er an der Mission verzweifelte, weil dieselbe seine chiliastischen Hoffnungen nicht erfüllte. Sonst verlor man im Institutum nie die Nüchternheit über der Lehre vom Ende und wusste sie doch recht zu verwerthen. „Auf Hoffnung Gefangene“ nennt Schultz die Juden gern und redete von der letzten Bekehrung des jüdischen Volkes mit rechter Bewegung seines Herzens. Einem grossen Kreise von Juden in Polen legte er auf ihre Frage nach der Zukunft der Juden dieselbe in ergreifender Weise nach der Schrift dar, indem er ihnen zuerst auseinandersetzte, wie es ihnen bisher ergangen sei, sodann, wie es ihnen jetzt ergehe, und endlich, wie es ihnen hernach ergehen werde. „Ja, es ist alles so gekommen“, hatten die Juden bekannt, als sie die Worte von Schultz über ihre Vergangenheit und Gegenwart vernommen hatten, und sie drängten sich nun begierig zusammen, um zu hören, was er ihnen weiter von ihrer Zukunft verkündigen werde. Das that Schultz nach Moses und den Propheten: „Wenn über euch die Flüche kommen werden, so werdet ihr in euren Herzen einkehren, und wenn ihr die Ursache des Elends sucht, werdet ihr sie finden. Dann werden die Kinder Israel umkehren und den Herrn, ihren Gott und ihren König suchen und zu der Güte des Herrn mit Furcht und Zittern kommen. Ihr werdet anfangen eure Schmach zu tragen und nicht mehr sagen „wir haben Recht gehabt“, sondern mit Weinen und Heulen kommen und zu dem Herrn aus dem grossen Feuer der Trübsal wie aus der Tiefe rufen. Ihr werdet auf den sehen, den eure Väter und ihr selbst durchstochen habt. Gott aber wird dann über euch den Geist der Gnade und der Abbitte ergiessen; er wird das steinere Herz von euch nehmen und euch ein fleischernes Herz geben. Das übriggebliebene Theil von euch wird er ins Feuer führen und es läutern wie Silber und prüfen wie Gold und euer unbeschnittenes Herz wird sich demüthigen. So werdet ihr sehen das Zeichen des Menschensohnes und werdet euch zu ihm nahen; er aber wird euch, wie er zugesagt, die Gnaden Davids empfangen lassen; die Todtengebeine werden leben, und der Davidssohn wird einen ewigen Bund des Friedens mit euch aufrichten.“

Guten Muths und dankbaren Herzens verrichtete dazu Schultz sein schweres Missionsamt. Einem Professor in Leer,

der ihn um der Beschwerlichkeit seines Berufes willen bedauerte, antwortete er, dass die Wagschale der Annehmlichkeiten in demselben die der Beschwerlichkeiten weit überwiege. Kämen auf die letztere immerhin: die Armuth, welche ihnen auferlegt sei, das Wandern zu Fuss durch Dick und Dünn, über Berg und Thal, über Stock und Stein, oft in nassen Kleidern und durch grundlose Wege; das schlechte Lager, das man für sie, die armselig aussehenden Menschen oft nur übrig haben wolle; der hungrige Magen, wenn das Geld knapp geworden sei; die rohe Behandlung durch die Polizei, welche sie oft für Vagabunden oder Bettelstudenten ansehe; die Unterredungen bis in die tiefe Nacht hinein, so dass der müde Leib zuletzt seinen Dienst völlig versagen wolle; endlich Schmach und Hohn, Spott und Schläge, Gefahr zu Wasser und zu Lande, unter Mördern und auch wohl unter falschen Brüdern; der Aufruhr unter den Juden und das innere Leid, welches ihr Beruf mit sich bringe — so müsse er auf der andern Seite aber wieder geltend machen: bei der armen Gestalt und dem wenigen Gelde seien auch weniger Sorgen, und der Eingang sowohl bei Juden als bei Christen leichter; mit den Leiden für Jesum verbinde sich auch der Sieg desselben; und hielte das alles schon dem Unangenehmen das Gleichgewicht, so steige die Wagschale der Annehmlichkeiten sofort, wenn er das Vergnügen bedenke, Land und Leute von allerlei Art, die anderen nur durch Bücher bekannt seien, persönlich kennen lernen zu dürfen; dazu mit so vielen Tausenden aus allen Kirchen und in allen Theilen der Erde sich eins zu sehen in dem Glauben an denselben Jesus; das Wort Gottes an grossen und kleinen Orten, in Kirchen und Schulen, bezeugen zu können; und endlich die selige Lust, eine Saat unter den Juden auszusäen, die ihre Ernte an dem grossen Tage, der alles offenbart, auch einmal sichtbar zeigen werde.

Eine höchst praktisch angelegte Natur wusste sich Schultz auch in den schwierigsten Lagen zu helfen. Durch seine medizinischen Kenntnisse verschaffte er sich besonders im Orient oft auf die leichteste Weise den Eingang bei den Leuten. Die Sicherheit und Ruhe seines Glaubens führte wiederholt auf Seefahrten die bei heftigen Stürmen verzweifelte Schiffsmannschaft zur Besonnenheit zurück und rettete einmal alle vom Schiffbruch, als der Kapitän bereits völlig den Kopf verloren hatte.

Unter katholischen, griechischen und orientalischen Christen wie unter Muhammedanern wusste er durch seine ruhige Klarheit dem evangelischen Zeugnisse oft Gehör zu verschaffen. Er verleugnete nie den Lutheraner, aber im Missionsberufe, der ihn unter so viele Andersgläubige geführt hatte, war es ihm zur Regel geworden: „Mit gegenseitigen Religionsparteien unter den Christen muss man nicht mit ketzermacherischen Disputationen handeln, sondern mit der Wahrheit, die in Christo ist, und doch braucht man dabei nicht indifferent zu sein. Der rechtmässige Eifer für die wahre Religion, die in dem Worte Gottes allein gegründet ist, kann bis aufs Blut vertheidigt, aber die Liebe gegen die Irrenden und in der Hauptsache, der Versöhnung Christi Stehenden muss nicht geschwächt werden.“

Zwar misshandelte ihn einmal ein Franzose, dessen Knechten er ein evangelisches Buch gegeben hatte, aber Fälle dieser Art waren die Ausnahme. Er hat mit vielen katholischen Geistlichen eingehende Besprechungen über die Fragen des Glaubens gehabt und bei ihnen gewöhnlich grosse Theilnahme für sein Werk gefunden. Der armenische Patriarch in Constantinopel wurde für ihn so eingenommen, dass er ihm einen Empfehlungsbrief an den Patriarchen in Jerusalem mitgab. Aehnliches erlebte er mit griechischen, nestorianischen und abessinischen Würdenträgern, und Muhammedaner haben sich vielfach von ihm ruhig das Evangelium predigen lassen.

Im lebendigen Gebetsumgange mit Gott hat er stets von Neuem die Kraft, um sein viele Ausdauer, Geduld, Muth, Kraft und Weisheit forderndes Werk auszuführen, gefunden. Ihm war die Gabe des Glaubens in seltenem Maasse geschenkt und so hat er denn auch ganz wunderbare Gebetserhörungen erlebt. Kurz, Dr. Kalkar sagt mit gutem Recht in seiner 2. Auflage von „Israel og Kerken“ S. 231, dass keiner von allen Judenmissionaren so viele Vergleichungspunkte mit dem Apostel Paulus bietet als Stephan Schultz. 2. Corinther 11, 23—33 ist in der That fast völlig auch auf diesen Missionar anzuwenden.

Mit welchen Entbehrungen er oft zu kämpfen hatte, wird klar werden, wenn der Thatsache Erwähnung geschieht, dass er und seine Gefährten während ihrer Reise in Lithauen und Polen stets einen Topf mit Grütze und Brot bei sich tragen mussten, weil sie sonst oft nichts zu essen gehabt hätten.

An der ungarischen Grenze wurden er und sein Genosse visitirt. Die jüdischen, arabischen, türkischen und griechischen Bücher, welche die Missionare mit sich führten, erschienen als eine gefährliche Waare, und die Beiden wurden arretirt. Ein baumstarker Mensch trieb sie mit einem Knittel meilenweit vor sich her und sperrte sie dann des Abends in eine polnische Hütte ein, die keinen Ofen besass, sondern durch ein auf der Erde angezündetes Feuer erwärmt wurde. Der Rauch, welcher von diesem Feuer aufstieg, erfüllte den ganzen Raum und drohte die Missionare zu ersticken. 40 Stunden brachten beide hustend in dieser Weise zu. Trotzdem begann Schultz mit den Kindern des Besitzers der Hütte ein Gespräch und redete ihnen so zu Herzen, dass es auch die Wirthsleute ergriff und sie den Gefangenen etwas zu essen vorsetzten.

Am nächsten Tage ging die Wanderung weiter. Auf den Begleiter hatte die ganze Art und Weise der Missionare nun doch einen Eindruck gemacht, und er nahm schliesslich von ihnen nicht Abschied, als bis sie die Hände auf sein Haupt gelegt und über ihn die Absolution im Namen des dreieinigen Gottes gesprochen hatten. Der Richter, vor welchen sie dann geführt wurden, erkannte sogleich die Thorheit derer, welche die Beiden gefangen genommen hatten, und entliess sie mit grosser Freundlichkeit. Doch nicht immer verliefen die Dinge so gut. Dafür, dass Schultz in Pressburg unter strömendem Regen am Thore stehend, schnellere Erledigung seiner Passuntersuchung forderte, erhielt er von der Wache einen Schlag über den Kopf, der ihm eine tiefe Wunde verursachte; und als er sich darüber beschwerte, antwortete ihm der Vorgesetzte: „daran ist nicht viel gelegen“. Der weitere Versuch von Schultz, sein Recht zu behaupten, bekam ihm noch übler, denn er wurde nun in ein finsternes Loch gesperrt. Hierdurch unerschüttert, liess er sich ein Licht kaufen, und las dann sofort den die Wache haltenden Soldaten die Schriftstelle vor: „in deinem Licht sehen wir das Licht“ und setzte ihnen den Unterschied von Kindern des Lichtes und der Finsterniss auseinander. Beschämt schlich sich einer der Soldaten von dannen, um dem Missionar Bennewitz, der in die Stadt gegangen war, mitzutheilen, wo Schultz sich befände. Noch rechtzeitig kam derselbe mit einem evangelischen Stadtgeistlichen, dessen Hilfe er rasch angerufen hatte, herbei und befreite den Freund aus dem Gefängnis und von 30 Knutenhieben, die er

soeben erhalten sollte. Unmittelbar darauf aber finden wir Schultz mit seiner Kopfwunde draussen stehen und sich mit 2 Jesuiten lebhaft über religiöse Dinge besprechen.

Die Reihe der Fälle, in denen er Todesgefahr zu bestehen hatte, ist eine stattliche. In Polen wurde er mit seinem Gefährten von berittenen Räubern überfallen und allein auf ganz wunderbare Weise errettet. Ebenso entkam er allein mit genauer Noth aus einer Mörderhöhle in Lublin (Polen) und fast wäre er im Adriatischen Meere ertrunken. 1752 sagte er dem holländischen Gesandten in Konstantinopel, dass ihn Gott aus mehr als 20 Lebensgefahren errettet habe.

Mitten in der Arbeit, die er unter solchen Nöthen und Gefahren that, erhielt er 1745 den Ruf an die Universität Königsberg als Professor der Theologie, aber er schlug ihn aus, damit das Callenberg'sche Institutum nicht ohne Arbeiter wäre. Ebenso lehnte er Pfarrstellen in Nürnberg, Smyrna und im Haag und eine Professur an der neu zu errichtenden Universität Bützow (Mecklenburg) ab. Er wusste hoch und niedrig zu sein. 1749 wollte ihn und seinen Gefährten der Thorschreiber in Darmstadt nicht einlassen und bot die Wache gegen die beiden Vagabunden auf. Dann aber verliessen die Missionare die Stadt im Wagen eines Prinzen, und die Wache trat hierbei vor ihnen ins Gewehr. Schultz aber setzt, indem er dies mittheilt, hinzu: „Bei überflüssigen Wohlthaten nicht hochmüthig und bei Mangel nicht niederträchtig zu sein, ist eine Kunst, die allein das wahre Christenthum lehrt“. Er hat sie verstanden und hat sie treulich geübt.

Im Oktober 1756 kehrte Schultz nach 4 1/2-jähriger Abwesenheit von seiner orientalischen Reise, auf welcher er seinen lieben Gefährten Woltersdorf verloren hatte, nach Halle zurück. Auf den Wunsch Callenberg's wirkte er dann ein Jahr lang auf der dortigen Universität. Um diese Zeit wurde ihm das Oberdiakonat an der Ulrichskirche in Halle angeboten. Callenberg, welcher seine Kräfte abnehmen fühlte, bat ihn, diese Stelle anzunehmen, damit er ihm am Institutum behilflich sein könne, und Schultz that es. In seinem Predigtamt sammelte er dann um sich eine grosse Gemeinde. Aber die aus dem Missionsberufe her gewöhnte Freiheit und die Selbständigkeit seines Charakters, welche ihn dazu führten, sich manche Willkür zu erlauben, liessen ihn mehrfach die engen Grenzen, welche das Pfarramt jener Zeit zog,

überschreiten, so dass er wiederholt in Streitigkeiten mit seinen Amtsgenossen, die über Eingriffe in ihr Amt klagten, verwickelt wurde, und einige Zeit hindurch die Stimmung der Collegen an der Kirche gegen ihn eine ziemlich erregte war.

1760 verlieh ihm die theologische Facultät der Halle'schen Universität die Magisterwürde, und nach dem im Jahre 1760 erfolgten Tod Callenbergs übernahm er das Direktorat des Institutum, nachdem Professor Knapp dasselbe abgelehnt hatte. Callenberg bestimmte aber, dass sein Sohn Adjunctus von Schultz in der Verwaltung des Institutum würde. Die Zwistigkeiten zwischen Schultz und den Amtsgenossen im Pfarramt scheinen den ängstlichen Callenberg sehr bedrückt und mit der Furcht erfüllt zu haben, dass Schultz als Direktor des Institutum zu sehr seinem eigenen Kopfe folgen werde.

Im Jahre 1765 verheirathete sich Schultz mit Margaretha Barbara Birkmann, einer Tochter des Seniors zu St. Aegidien in Nürnberg. Dieselbe war eine zweimal gekrönte Dichterin und eine gelehrte Frau, welche ihren Mann in seinen Arbeiten auf's trefflichste unterstützte, verstand sie doch selbst die Grundsprachen der Bibel. Die Ehe blieb kinderlos.

Ueber die Frucht der Missionsarbeit von St. Schultz wird nachher die Rede sein, wenn die Erfolge, welche die Wirksamkeit des Institutum überhaupt erzielt hat, besprochen werden. Die direktoriale Thätigkeit von Schultz an der Anstalt fällt erst in die zweite Hälfte des Jahrhunderts und wird also auch erst dann behandelt werden müssen.

Nie aber wohl seit der Apostel Tagen wurde ein Judenmissionar so weit unter Juden und Christen bekannt als Stephan Schultz. Noch später, nachdem er den Missionsdienst verlassen hatte, finden wir ihn im Briefwechsel mit Juden, denen er auf seinen Reisen begegnet war. Und unter den Christen jener Zeit hat er weithin ein reges Missionsinteresse geweckt. Die bedeutendsten Persönlichkeiten verkehrten mit ihm. Von den 5 Theilen seiner „Leitungen des Höchsten“ durfte er den ersten der Gemahlin Friedrich des Grossen, Königin Elisabeth Christine von Preussen widmen, den zweiten der Königin Luise Ulrike von Schweden, den dritten der Markgräfin Luise Karoline von Baden-Durlach, den vierten dem Fürsten Karl Georg Leberecht von Anhalt-Cöthen, und den fünften dem dänischen Staatsminister Grafen von Bernsdorf.

Als Prediger und Docent suchte er auch später das Missionsinteresse besonders in Halle rege zu erhalten. Seine Vorlesungen waren zahlreich besucht, noch 1775 las er ein Collegium anti-judaicum, ein jüdisch-deutsches und ein Judaico-Scriptorium mit vielem Beifall.

Die Literatur des Institutum hat er nicht wesentlich vermehrt. Vielfach wurde sein hebräisches Sendschreiben an die Juden „Von der geistlichen Pilgrimschaft“ verbreitet, besonders aber haben seine „Leitungen des Höchsten“ die Kenntniss der Mission des Institutum bis in die Gegenwart hineingetragen. Er starb, nachdem seine Kräfte zuletzt völlig gesunken waren, den 13. Dezember 1776 am Marasmus senilis in einem Alter von 62 Jahren 10 Monaten.

Die Mission der heutigen Tage aber empfängt noch immer kräftige Anregung durch das lebendige Andenken an die Missions-thätigkeit dieses Mannes; sein Einfluss ist in der That auf dem Missionsgebiete noch heute ein fortwirkender und hat alle Aussicht, in der Folgezeit des ferneren zu wachsen.

7. Zur weiteren Geschichte des Institutum.

Im Jahre 1735 forderte Callenberg den damals in Halle studirenden Johann Caspar Horst aus dem hessischen Alsleben auf, als Mitarbeiter in das Institutum einzutreten. Nach einjähriger treuer Wirksamkeit in demselben wurde er aber auf die Bitte des Direktors der darmstädtischen Proselytenanstalt, Johann Philipp Fresenius, diesem von Callenberg überlassen. Nach Auflösung dieser Anstalt hat Horst dann zunächst als Lehrer in Lindheim amtirt und hernach, seit 1745, eine Pfälzer Gemeinde Camp und Rhynsberg im nordamerikanischen Staate New-York als Prediger bedient; seit 1749 aber wird er wieder als Geistlicher in der Gegend von Frankfurt am Main genannt und sein Eifer, mit den Juden zu verkehren, gerühmt. Er ist denn auch stets ein treuer Förderer des Institutum geblieben und hat mit seinem 13jährigen Sohne bereits den talmudischen Traktat „Pirke Aboth“ gelesen. Oeser's (Glaubrecht) „Graf Zinzendorf in der Wetterau“ enthält (S. 66 ff.) eine liebliche Geschichte von einer durch Horst während seines Pfarramtes an einem Juden vollzogenen Taufe, die hernach unter dem Titel „Eine seltene Judentaufe und seltene Judenliebe“ 1872, Barmen, noch besonders erschienen ist.

Ein Begleiter von St. Schultz war der Candidat Hentzen, der $1\frac{3}{4}$ Jahre, von 1743—1745, am Institutum gearbeitet hat und dann Stiftsprediger zu Fischbeck bei Hameln wurde. Der Missionsanstalt bewahrte er stets ein reges Interesse, starb aber schon 1753.

Ein Jahr reiste mit Schultz auch Plessing oder Blessing in der nämlichen Zeit wie Hentzen, worauf er Pastor im Anhaltischen wurde. Gleichfalls nur ein Jahr wirkte am Institutum Muthmann aus Pösenek, um dann Hofkaplan in Grünstadt (Pfalz) zu werden. Bennewitz missionirte mit Schultz während der Jahre 1746 bis Ende 1748, wo er wegen chiliastischer Ansichten vom Institutum abtrat; er war ein kränklicher Mensch und starb bald nach seinem Abgange in Königsberg.

Zu den trefflichsten der Halle'schen Missionare (gehört Albrecht Friedrich Woltersdorf.*) Er ist 1729 geboren in Friedrichsfelde bei Berlin, wo sein Vater Geistlicher war, hernach bekleidete der letztere das Pfarramt an der Georgen-Kirche in Berlin. Der Vater war ein besonders frommer Mann und sein Sinn herrschte in seiner ganzen Familie. Sehr bekannt ist dessen Sohn Ernst Gottlieb Woltersdorf, der Schöpfer des Bunzlauer Waisenhauses und Verfasser des Fliegenden Briefes an die Jugend, geworden; Albrecht Friedrich war der jüngere Bruder. Die erste Anregung für die Mission erhielt, wie schon vorher bemerkt, der letztere bereits als 9jähriger Knabe bei einer Reise von Schultz durch Berlin. Als Bennewitz vom Institutum abtrat, studirte der damals erst 19 Jahre gewordene Albrecht Friedrich Woltersdorf in Halle. Dort hatte er sich unter Anleitung eines Proselyten, der nur mit dem Anfangsbuchstaben F. genannt wird, Frommann aber nicht sein kann, da dieser damals bereits todt war, mit besonderem Eifer auf das Hebräische und Jüdisch-deutsche gelegt und es hierin zu solcher Fertigkeit gebracht, dass jener Proselyt ihm einmal zurief: „Sie müssen ein Judenmissionar werden“. Eben derselbe Proselyt machte Callenberg auf Woltersdorf aufmerksam, und Anfang 1749 frug der Professor den jungen Studirenden, ob er bereit wäre, ein Mitarbeiter an seiner Anstalt zu werden? Der Vater, dem der Sohn dies mittheilte, war anfangs nicht geneigt, dem jungen Menschen die Erlaubniss zu einem so beschwerlichen

*) Dibre Emeth 1875 S. 57 ff., 1878 S. 60 ff. Saat 1863, 1, 23 ff.

Berufe zu geben; denn er glaubte, dass er in seinem Alter demselben nicht gewachsen sei und dass er auch noch nicht die nöthigen Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besitze; wenn er dagegen auch später noch denselben Wunsch hege und es Gottes Wille sei, wolle er ihm dann nicht in den Weg treten. Da aber dem Vater von Halle aus weitere Vorstellungen gemacht wurden, rief er den Sohn zu sich, und „gleich den Abend war die Sache richtig.“

Im Mai dieses Jahres 1749 begann alsdann A. F. Woltersdorf, also erst 20 Jahre alt, mit Schultz seine erste Missionsreise, welche sie über Holland nach England führte, die zweite nach Italien, die dritte nach dem Rhein, die vierte über Wien in die europäische Türkei, Klein-Asien, Aegypten und von hier nach Palästina bis St. Jean d'Acre.

Der junge Mann war ein tiefgegründeter Christ und durch edle Lebhaftigkeit und Elastizität des Geistes ausgezeichnet, Eigenschaften, welche ihn für den Missionsberuf in hohem Maasse geeignet machten. Auch wissenschaftlich und sprachlich war er der Aufgabe durchaus gewachsen, den Juden in so verschiedenen Ländern das Evangelium zu verkündigen. Ausser in den alten klassischen Sprachen vermochte er sich mit den Juden fliegend in den Sprachen der von ihm besuchten Länder zu unterhalten, und so brachte er es denn auch im Englischen, Italienischen, Neugriechischen, Türkischen, Arabischen und Armenischen zum Sprechen.

Die Strapazen, welche der Missionsberuf mit sich brachte, zu ertragen, wurde für ihn, der schwächlichen Körpers war, eine doppelt schwere Aufgabe. Aber die Liebe Christi liess ihn dies für nichts achten. Mörderhand und Schiffbruch haben ihn, wie seinen Gefährten Schultz, wiederholt bedroht und in Konstantinopel wäre er beinahe von den wilden Hunden jener türkischen Hauptstadt zerrissen worden; aber vom Missionsberufe schreckte ihn dies nicht ab.

Uebersaus schön war das Verhältniss zu dem älteren Reisegefährten; Achtung und Liebe verband die Beiden auf's innigste mit einander. Das Vorbild von St. Schultz bestimmte den jüngeren Genossen in seiner Thätigkeit, von ihm lernte er und dies in solchem Maasse, dass man oft den einen von dem andern in der Weise des Wirkens nicht unterscheiden kann. Woltersdorfs Zeugniß aber prägte sich in das Herz vieler Juden tief ein, und

sie lernten an ihm die Macht einer christlichen Persönlichkeit empfinden, an welche man nicht das Recht habe, das Maass der Jahre anzulegen.

Katholische Geistliche insbesondere mussten wiederholt vor den treffenden Antworten des jungen evangelischen Missionars verstummen oder ihr Heil in der Flucht vor ihm suchen. Als er mit St. Schultz in die Kuppel der Peterskirche in Rom hinaufgestiegen war und von dort oben herablickte, fühlte er sein evangelisches Bewusstsein so lebendig in sich erwachen, dass er auf dem höchsten Punkte des grossen Domes der päpstlichen Kirche aus voller Brust das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ anstimmte, in das St. Schultz kräftig mit einfiel.

Seiner Arbeit wurde ein unerwartetes Ende gesetzt. Bei der Besteigung der Pyramiden in Aegypten hatte er sich einen Bein-schaden zugezogen, der sich schnell verschlimmerte. Die Aerzte von Cairo, Aleppo, Jerusalem und St. Jean d'Acrc versuchten vergeblich an ihm ihre beste Kunst. Nach jedem Marsche zu Fuss oder zu Kameel brach er halbtodt zusammen; pfundweise wurde ihm der Eiter herausgenommen, aber Besserung stellte sich nicht ein. Schultz pflegte ihn 4 Monate hindurch in St. Jean d'Acrc mit der zärtlichsten Sorgfalt und unterzog sich den ekelhaftesten Arbeiten, die kein Dienstbote mehr verrichten wollte, für ihn. Glücklicherweise aber hatten die beiden Missionare liebevolle Aufnahme in dem Hause des englischen Consuls Usgate gefunden, dessen Gemahlin eine gläubige, vortreffliche Proselytin aus dem Judenthum war.

Am 12. August 1756 erfolgte die Auflösung des Kranken, der nur ein Alter von 25 Jahren erreicht hat. Woltersdorf hatte mit eigenen Gefühlen und mit dem Gebet, dass er gewürdigt werden möge, dem armen Heilande in seinen Fusstapfen nachzufolgen, den asiatischen Boden betreten. Das Gebet ist erhört worden. Er hat seinen Herrn lebendig durch Leiden bezeugt. Die Nähe Christi und der heilige Friede der Ewigkeit erfüllten ihn in seiner Krankheit so mächtig, dass der ihn pflegende Maronit Hanna Meriech hierdurch ganz überwältigt wurde. Die Kunde von diesem geduldigen Kranken drang zu den Ohren vieler. Juden, Muhammedaner und Christen kamen, um es selbst mit Augen anzusehen, wie dieser junge Mann sterbend die Wahrheit des Evangeliums bezeugte. Und wenn dieselben nun zu ihm kamen, that sich sein Mund voll Freudigkeit auf, um ihnen den

Herrn zu verkünden, dessen friedebringende Gegenwart ihm so gewiss war. Das Zeugniß, welches er auf diese Weise that, wurde denn auch für viele Juden und Muhammedaner zur herzandringlichsten Predigt. Als er die Besinnung verlor, rief er noch einige Male in arabischer Sprache aus: „Ich bin dein Knecht!“ und so verschied er.

An seinem Begräbnisse betheiligte sich selbst der griechische Weihbischof mit seiner Geistlichkeit. Der englische Consul und seine Gattin setzten ihm als Denkmal einen Marmorstein, welcher den Namen, Geburtsort und das Sterbedatum des Heimgegangenen enthielt. Ein Testament aber in Versen, welches er vor seiner Reise in den Orient aufgesetzt hatte, ist ein anderes Denkmal von dem Leben in Gott, das dieser junge Mann stets geführt hat. Er ist eine der anziehendsten Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der Judenmission.

Allen seinen Sendboten wändte Callenberg treue Sorge zu. Er forderte von ihnen viel, aber das war für die Sache nur gut. Treulich wachte er über ihrem geistlichen Leben und hielt z. B. mit ihnen, wenn sie sich in Halle aufhielten, regelmässige Gebetskonferenzen ab. Ebenso war er darauf bedacht, dass sie Zeit zu innerer Sammlung und Stärkung fanden, und wollte besonders, dass sie hierzu die Zeit ihrer Einkehr in Halle benützten.

Die Schriften des Institutum wurden theils durch die Missionare, theils durch andere Christen in den verschiedensten Ländern unter Christen und Juden verbreitet. Den Callenberg'schen Berichten zufolge sind seit 1731 noch eine ganze Reihe von Schriften im Institutum erschienen. Ein Verzeichniß derselben steht im Anhange zur Fortsetzung 13 der Berichte, im Anhange des 6. Stücks der Relationen und im Anhange zu der Nachricht über das muhammedanische Institut.

Früher bereits ist erwähnt worden, nach welchem Plane Callenberg's diese Literatur des Institutum entstand. Eine Anzahl der von demselben herausgegebenen Schriften ist nun schon genannt worden; jetzt sind noch hervorzuheben:

In Jüdisch-deutsch: Freylinghausen, von der wahren Kindschaft Abrahams, die Augsbürgische Konfession mit Anmerkungen, die von D. Zeltner verfasste Schrift „Lehrer der Erkenntniß“, die Widmann jüdisch-deutsch übersetzt hat, aber auch hochdeutsch erschienen ist, und der Juden-Katechismus von Calvoer, von dem auch einzelne Stücke erschienen.

Sodann die hebräische Uebersetzung des Hebräer-Briefes von Fr. Alb. Christiani.

Kurze Anleitung zum Jüdisch-deutschen und ein jüdisch-deutsches Wörterbuch. Für Kinder: „Thor der Hoffnung“, Sprüche auf den Messias bezüglich.

Hugo Grotius, von der göttlichen Autorität des Neuen Testaments für die orientalischen Juden und ebenso ein Stück aus seinem Werke: „Von der Wahrheit der christlichen Religion“, arabisch.

Von Callenberg selbst: ein lateinischer Brief an einen Engländer über das Institutum. Jesaia 53 übersetzt und mit Anmerkungen. Gregorius Magnus, über die Bekehrung der Juden zu Christo. Stellen verschiedener Skribenten, die Bekehrung der Juden betreffend (Schadaeus, Spener). Jüdische Zeugnisse, welche die christliche Auslegung der vom Messias handelnden Weissagungen des Alten Testaments bestätigen. Nachlese, die Begebenheiten des Institutum betreffend. Schreiben eines verstorbenen Proselyten über seine Bekehrung an seinen Gerichtsherrn.

Nach einander erschienen die sämtlichen Schriften des Neuen und Alten Testaments jüdisch-deutsch, im Neuen Testamente zum Theil nach der Uebersetzung Frommanns, zum Theil nach Molter, im Alten Testamente nach Luthers Uebersetzung, wobei die Verbesserungen des Lange'schen Bibelwerkes berücksichtigt sind.

Frommanns hebräische Uebersetzung zunächst der ersten und alsdann auch der zweiten Hälfte des Evangelium Lukas mit rabbinischen Anmerkungen und ebenso eine Ausgabe ohne Anmerkungen. Frommann, der Jude im Herzen oder geistlich gesinnte Jude. Von Frommann stammt überhaupt eine ganze Reihe zum Theil vortrefflicher jüdisch-deutscher Schriften. In den Anfängen Roms tritt er der jüdischen Darstellung der Geschichte Roms gegenüber und ebenso liess er eine Widerlegung der jüdischen Fabeln vom Kaiser Titus erscheinen. Ferner: Von der in Rom ursprünglich geschehenen Annahme des Messias. Wie man durch den Glauben gerecht wird. Entdeckung des skandalösen Lebens einiger Hauptlehrer des verfallenen Judenthums. Dass ein Gott sei. Wie unverschämt sich oft die Rabbiner eine Gott allein zukommende Autorität anmassen. Ueber die Abgötterei, zur Abwehr der jüdischen Behauptung, dass die christliche Lehre Abgötterei einführe. Vom Endzweck des mosaischen Gesetzes.

Dass der Messias am jüngsten Tage der oberste Richter sein werde. Dass Gott eine genaue Erfüllung des Gesetzes fordere. Was das Ebenbild Gottes im Menschen gewesen sei. Vom falschen Vertrauen auf die äusserliche Beschneidung.

Heinrich Horche, Praeco salutis oder Prediger des Heils, hebräisch. Ebenso hebräisch: Der suchende Messias, eine Schrift, die einen Prälaten zum Verfasser hat, von welchem auch stammt: Jesus der Messias nach der Uebereinstimmung von Matthäus und den Propheten.

Johann Arndt's Erklärung von Lukas 24, 13—35 jüdisch-deutsch. Theile von Bunyan's Pilgerreise deutsch.

Callenberg's Mission war selbst vorurtheilsfrei genug, eine Schrift des katholischen Bischofs Adolf von Raab: Der Zeuge und Lehrer, weil dieselbe die allgemeine christliche Wahrheit trefflich aussprach, besonders unter den polnischen Juden zu verbreiten.

So ist also die Schrift beider Testamente im Ganzen wie in einzelnen Büchern vom Institutum besonders in jüdisch-deutscher Sprache verbreitet worden; unter den orientalischen Juden aber auch Theile derselben in türkischer, arabischer, syrischer und persischer und Theile des Neuen Testaments in hebräischer Sprache. Mit ganz richtigem Blick hatte es Callenberg erkannt, dass es vor allem darauf ankäme, den Juden die Heilige Schrift in die Hände zu legen. Denn das Alte Testament war vom Talmud unter ihnen fast verdrängt, lasen doch die Juden dasselbe gewöhnlich nur als Kinder, um sich dann zur Mischna und Gemara zu wenden; und das Neue Testament war unter ihnen so gut wie gar nicht gekannt.

Durch Selbständigkeit zeichnen sich die Schriften Frommann's aus, die theils gegen die Fabeln, Thorheiten und die Selbstüberhebung des rabbinischen Judenthums gerichtet sind, theils sich bemühen, den Herzen der Juden den heiligen Ernst Gottes fühlbar zu machen. Und ebenso war es zu loben, dass die Arbeiten älterer und neuerer Theologen, wie des Gregorius Magnus, Hugo Grotius, Arndt, Bunyan, Calvör, Adolf und Freylinghausen verwerthet wurden. Die Auflagen der Callenberg'schen Missionsschriften zählten der Regel nach 2000 Exemplare, oft aber auch noch mehr.

Bedenkt man übrigens, dass alle diese Schriften in einem Zeitraum von etwa 30 Jahren erschienen sind, und dass die Mittel des Institutum doch verhältnissmässig geringe waren, so

wird man nicht anders sagen können, als dass in jenem früheren Zeitraume die Anstalt auch literarisch sehr rührig war und mit aller Anspannung der Kräfte arbeitete. Ebenso wird anerkannt werden müssen, dass die vom Institutum ausgegebenen Schriften wohl geeignet waren, unter den Juden jener Zeit ihren Missionszweck auszurichten. Jüdisch-deutsch war die Sprache, welche die Juden Deutschlands, des ganzen mittleren und Ost-Europas verstanden. Sie musste gewählt werden, wenn ein nachhaltiges Werk unter ihnen geschehen sollte.

War also Callenberg gleich selbst literarisch durchaus nicht schöpferisch, so hat er doch der literarischen Produktion des Institutum die Wege gewiesen, sie angeregt und darauf gehalten, dass sie den Bedürfnissen der Zeit angepasst würde. Die Schriften dieser Mission konnten ihren Lesern denn auch sowohl zur Gewissensmahnung als zur Erkenntnissförderung in hinreichendem Maasse dienen. Sie suchten die Juden jener Zeit in der ihnen bekannten und von ihnen eingenommenen Geisteswelt auf und waren bemüht, sie von dort aus auf das Evangelium hinzuweisen.

Von Wichtigkeit waren sodann die Mittheilungen, die Callenberg in den schon mehrfach erwähnten Berichten, Relationen und ihren Fortsetzungen über die Weiterentwicklung des von ihm ins Leben gerufenen Werkes gab. Dieselben erschienen gewöhnlich in einer Auflage von 2000 Exemplaren, ein Beweis, dass ihre Mittheilungen immerhin eine für jene Zeit, die nicht so viel und allgemein las, beachtenswerthe Theilnahme fanden. Stücke aus diesen Berichten wurden ins Englische, in Ostindien auch ins Holländische und Portugiesische übersetzt, um unter den dortigen Juden verbreitet zu werden.

Die Einnahmen des Institutum erreichten in diesem Zeitraume ihre höchste Höhe. Gaben kamen aus der gesammten evangelischen Christenheit ein, selbst aus Sibirien wurden solche wiederholt nach Halle gesandt. Mehrfach wurden Collekten für das Institutum veranstaltet und Legate für dasselbe ausgesetzt, ein Kreis von Handwerksburschen in Berlin hielt sonntägliche Erbauungsstunden zur Förderung der Callenberg'schen Mission ab, und Aehnliches wird mehrfach vermeldet.

Dennoch hat das Institutum nur über sehr bescheidene Summen zu verfügen gehabt. So weit die Jahreseinnahmen festzustellen sind, betragen sie z. B. 1734 und 1735 etwa 4100 Mark, 1745 2600 Mark, also, wenn auch der Werth des Geldes damals

ein viel höherer war, durchaus unbedeutende Summen. Aber desto grössere Bewunderung verdient es, wenn man sieht, was bei diesen beschränkten Mitteln ausgerichtet worden ist. Das Haushalten und die beste Verwerthung dessen, was ihm in die Hände gelegt worden war, verstand Callenberg in ausserordentlichem Maasse. Es ist ja fast unglaublich und gewiss sonst noch nie wieder erreicht worden, dass der Jahresaufwand für einen Missionar nie 350 Mark überstieg. Die Kosten der Erhaltung eines Missionars berechnete auch Schultz später auf „nicht unter 100 Thalern“, und findet es nöthig, hinzuzufügen, dass diese 300 Mark „bei ihren mühsamen Reisen und der jetzigen durchgängigen Theuerung“ schon aufgewandt werden müssten. Hätte Callenberg eben so viel Muth zum Vorwärtsgehen als Treue in der Benützung des Gegebenen gezeigt, dann würde der Einfluss des Institutum für Juden und Christen noch weit fühlbarer geworden sein, als es thatsächlich schon der Fall war.

1745 konnte von den Ersparnissen des Institutum für dasselbe in Halle ein Haus angekauft werden, und dies geschah für den Preis von 3450 Mark. In demselben befanden sich dann die Anstaltsbuchdruckerei, die Bibliothek und einzelne Zimmer für die Missionare während der Zeit ihres Aufenthaltes in Halle. Die Bibliothek erhielt aus den verschiedensten Ländern Schriften zugesandt, welche für das Institutum und seine Mitarbeiter von Interesse sein mussten, und gelangte allmählich in den Besitz einer stattlichen Zahl von Büchern der hier einschlagenden Literatur. Callenberg war auch im Stande, ein Bauerngut in Lettin bei Halle zu kaufen, das jedoch durch den Krieg und durch Viehseuchen sehr litt, so dass es beim Ableben des Professors nur eine Pacht von 300 Mark brachte. Diese Pachtsumme und die 150 Mark des Degenfeld'schen Kapitals bildeten die einzige feste Einnahme des Institutum.

Die Fürsorge für die Katechumenen und die Pflege der Proselyten wurde auch weiter vom Institutum nicht aus den Augen gelassen. Stets war die Anstalt bemüht, Juden, die den empfangenen Eindrücken folgend, weitere Belehrung über das Christenthum oder den Taufunterricht bei ihr erbaten, hierzu behülflich zu sein; und es gelang auch Callenberg immer wieder, Städte und Kirchenkollegien zu finden, welche die geistliche und leibliche Versorgung von Katechumenen bis zu ihrer Taufe übernahmen. Ebenso aber hielt er darauf, dass man diese Personen dann

auch in irgend einen Lebensberuf, zu dem sie taugten, einführte. An das Studium wurde fast gar nicht für sie gedacht, sondern man wollte, dass sich die Bekehrten auf eine einfache Weise ihr Brot erwerben lernten.

Ueberhaupt hat man in der Behandlung der Katechumenen sehr gesunde Grundsätze verfolgt. Ein Aufsatz „Von Besorgung der Katechumenen“ in Fortsetzung 10, 52 ff. der Nachrichten spricht sich über diesen Punkt des Näheren aus. Hier erklärt Callenberg, dass keinem, welcher Unterricht begehre, derselbe abzuschlagen, dann aber auf gründliche Bekehrung zu dringen sei. Heuchelei und Abfall dürften nicht an der Verbindlichkeit gegen andere irre machen, üble Nachrede scheue man nicht. Den Katechumenen werde das Nothwendigste verabreicht, aber nicht mehr, damit alles, was zum Uebertritt locken und reizen könne, vermieden werde. Man gehe auch nicht alsbald zu weit im Vertrauen gegen solche Personen, sondern sei sehr vorsichtig. Jeder Katechumene müsse sogleich in eine Profession eingeführt werden und dürfe nicht eher die Taufe erlangen, als bis er sich hier treu und fleissig bewiesen habe. Das Pathengeld gebe man dem Täufling nicht in die Hände, sondern lege es für ihn an. Keinem Proselyten gebe man einen Taufschein oder Empfehlungsbrief, damit er nicht auf Grund desselben betteln gehe. An Orte, wo man für einen Katechumenen Aufnahme gefunden habe, sende man nicht sobald einen anderen, sondern suche andere Städte dafür zu gewinnen, dass sie einem solchen den Unterhalt gewährten; selbstverständlich aber falle dem Ortsgeistlichen der Unterricht und die hauptsächliche Pflege dieser Personen zu.

Nach wie vor wurden sodann an den Orten, welche die Missionare bereisten, die dort wohnhaften Proselyten von denselben besucht, und das haben ihnen die meisten von ihnen herzlich gedankt. Die Arbeiter des Institutum redeten dabei den Christen vielfach dafür ernst ins Gewissen, dass sie die Proselyten in ihrer Umgebung nur zu oft vernachlässigten oder verkümmern liessen, oder dass man denselben wohl gar ihr früheres Judenthum fort und fort vorwürfe.

Viele Proselyten erkannten das Verdienst des Institutum an und erwiesen demselben herzliche Theilnahme. So mancher derselben unterstützte die Anstalt durch Geldbeiträge; andere wünschten, dass ihre Söhne derselben dienen möchten, sie gingen Callenberg in ernsten Fällen um seine Vermittlung an und holten

sich in ihren Gewissensnöthen bei ihm Rath. Der Professor erhielt z. B. einmal von einem Proselyten 240 Thaler, damit er dieselben einem Manne zurückgäbe, den der Absender früher übervorthelt hatte.

Es that den Proselyten überaus wohl, dass sie nunmehr der Gegenstand der Sorge und liebenden Aufmerksamkeit eines ganzen Instituts geworden waren. So mancher unter ihnen hat sein Herz den Missionaren ausgeschüttet und hat in seinem geistlichen Leben einen neuen Aufschwung genommen, nachdem er mit den Halle'schen Sendboten zusammengetroffen war; so mancher hat danach bösen Gewohnheiten entsagt und es wieder gelernt, sich treuer an Gottes Wort zu halten. Uebrigens aber versichert Callenberg, dass obwohl er manchen Proselyten kenne, der nicht lebe, wie er solle, doch nur verschwindend selten der Fall vorgekommen sei, dass Proselyten wieder zum Judenthum zurückgekehrt wären; ihm selbst und seinen Missionaren sei überhaupt ein sicherer Fall dieser Art nicht begegnet, und beide kannten doch die Verhältnisse in besonderem Maasse.

In etwas besserte sich auch die Lage mancher Proselyten. Aber freilich eine verhältnissmässig bedeutende Zahl und besonders unter denen, welche sich um ihres vorgerückteren Alters oder um ihres bisherigen Lebensganges willen nicht mehr recht in einen neuen Lebensberuf schickten, suchte sich von Betteln zu ernähren.

Die Sache hat Callenberg und seine Freunde sowohl unter den Christen als unter den Proselyten vielfach beschäftigt, aber Callenbergs Zaghafteigkeit, welche ihn ein entschiedenes Hervortreten immer gern vermeiden liess, hat es verhindert, dass er für diesen wichtigen Zweig der Judenmission etwas Erhebliches geleistet hat.

Doch würde es ungerecht sein, wenn man die erste Schuld in diesem Stücke auf ihn wüf; denn die christliche Gemeinde und die Kirche überhaupt wollten sich nicht recht aufraffen, um dem alt eingefressenen Uebel zu steuern. Callenberg hätte nur nachdrücklicher und lauter in der Oeffentlichkeit sein Zeugniß gegen diesen Schaden erheben sollen. Das ganze Elend des Proselytenwesens war ihm ja wohl genug bekannt. Er klagt im Jahre 1746 über dasselbe. Die Einrichtung, welche er getroffen hatte, getaufte Juden, die Halle durchreisten, für kurze Zeit daselbst zu behalten, um sie dort geistlich zu stärken und sie womöglich in einen festen

Lebensberuf einzuführen, hatte sich nicht bewährt. Schaaren von Proselyten waren auf die Nachricht von Callenbergs Fürsorge für sie nach Halle gekommen, die aber nur die Liebesgaben des Institutum in Empfang nahmen und dann die Stadt durchbettelten. Als daher der die Proselyten unterrichtende Candidat Leichner 1745 starb, und viele Beschwerden der Halle'schen Einwohner gegen den Proselytenbettel einliefen, wurden von der Stadt scharfe Maassregeln gegen denselben ergriffen, und Callenberg liess die frühere Einrichtung fallen.

8. Wirkungen der Halle'schen Mission in diesem Zeitraume.

Die Bedeutung dessen, dass jetzt aus der evangelischen Kirche her eine eigentliche Mission unter den Juden getrieben wurde, empfanden die letzteren selbst und auch viele Christen aus den anderen Kirchen wohl. Die Juden sahen sich damit lebendig vor die Thatsache gestellt, dass sie von der evangelischen Kirche aufgesucht wurden und dass man sie für das Christenthum ernstlich in Anspruch nahm. Was auch bisher geschehen war, um da und dort einzelne Juden mit dem Evangelium zu erreichen, hatte doch auf sie nicht den Eindruck gemacht, dass es mit dem Gedanken ein wirklicher Ernst wäre, sie für das Christenthum zu gewinnen. Die überall unter ihnen umherziehenden, sie in so verschiedenen Ländern aufsuchenden, ja ihnen oft eigentlich auf Schritt und Tritt nachgehenden Missionare dagegen brachten es ihnen zum Bewusstsein, dass innerhalb der evangelischen Christenheit die Ueberzeugung erwacht sei, die Juden gehörten ganz ebenso wie die Völker, unter denen sie wohnten, in die christliche Kirche.

Thatsächlich gehört es denn auch zu der bleibenden Bedeutung der Halle'schen Mission, dass sie es der Judenschaft weithin fühlbar gemacht hat, innerhalb der evangelischen Christenheit wenigstens habe man das Vertrauen und den Willen und fühle man auch die Kraft, sie dem Christenthum zuzuführen. Man habe hier das Verlangen, mit ihnen innerlich verbunden zu werden; aber man wisse es auch, dass dem unter ihnen verkündigten Evangelium es gelingen werde, bei einer immer grösseren Schaar von ihnen dieses Ziel zu erreichen.

Das Erscheinen der Missionare in ihrer Mitte wurde daher auch von den Juden jener Zeit lebhaft empfunden, und dieselben

sind bei den Glaubensboten durchaus nicht gleichgiltig vorübergegangen; vielmehr hat man jüdischerseits bis in die entlegensten Gegenden hin von diesen Männern geredet. Ihre Bücher theilte man sich überall unter einander mit, ja Juden handelten sogar mit Schriften des Institutum, weil eben die Nachfrage nach denselben in ihren Gemeinden eine sehr rege geworden war. Oft wurden Warnungen vor den Missionaren in ganzen Distrikten durch die Rabbiner erlassen, ihre Bücher wurden des öfteren zerissen oder verbrannt, oder der Bann über sie ausgesprochen, und ebenso der Verkehr mit den Missionaren bei Strafe des Bannes verboten.

Heftige Auftritte gegen die Missionare kamen nicht selten vor, selbst äusserst tumultuarische Scenen ereigneten sich, und verschiedene der Missionare geriethen mehrfach in Lebensgefahr unter den Juden. Die Mission wurde gewissermaassen ein Gradmesser dafür, wie weit bereits in der grossen Masse der Judenschaft eine Empfänglichkeit für das Christenthum vorhanden war oder nicht. Dem durch ihre Boten klar und freundlich, ernst und eindringlich gepredigten Evangelium gegenüber trat es handgreiflich zu Tage, dass die grosse Masse der Juden nach ihrer ganzen inneren Verfassung der Heilsbotschaft gegenüber noch immer die gleiche ablehnende Haltung einnehme wie früher.

Nicht auf dem geraden Wege des Gehorsams gegen das ihnen nunmehr wirklich gepredigte und bezeugte Evangelium wollte es mit der grossen jüdischen Masse vorwärts kommen: das hat diese Missionszeit offenbart, das ist auch ein Theil der grossen geschichtlichen Bedeutung derselben innerhalb des Reiches Gottes und innerhalb der Geschichte der nachchristlichen Juden. Die Zeit war für sie noch nicht erfüllt, dies trat jetzt klar zu Tage, sondern es musste noch ein anderes hinzukommen, um sie in ihrer Stellung völlig zu erschüttern. Diese Missionsperiode sollte nicht die letzte für das Christo widerstrebende Israel sein, sondern einer anderen die Wege bereiten, die zunächst freilich das Ziel der Bekehrung Israels ferner denn je rücken zu wollen schien.

Doch zeigte es sich jetzt gerade auch, wo ein so bedeutender Theil der Judenschaft von dem lebendigen, dem einzelnen persönlich entgegengebrachten christlichen Zeugnisse erreicht wurde, dass es höchst ungerecht wäre, an den Juden verzagen zu wollen. Die Möglichkeit einer Bekehrung der Juden hat vielmehr diese

Missionszeit als unumstössliche Thatsache zu Tage gebracht, und das ist die andere Bedeutung und der andere Gewinn derselben.

Empfänglichkeit für das Evangelium trat überall unter den Juden, sowohl unter denen Europas, als unter denen Afrikas und Asiens den Halle'schen Missionaren entgegen, wenngleich sich dieselbe in sehr verschiedenem Grade und in mannigfachen Abstufungen zeigte. Mit jener Kälte und Gleichgiltigkeit, welche gar nicht einmal den Stachel des Evangeliums empfindet, hatten die Missionare verhältnissmässig selten zu thun. Kalte Gleichgiltigkeit war so wenig als rauhe, trotzig oder fanatische Abweisung die Regel für die Art und Weise, wie die Missionare unter den Juden aufgenommen wurden. Im Allgemeinen konnten sie darauf rechnen, dass man auf die Fragen einging, welche sie den Gemüthern nahe brachten.

Die grösste Zahl der Juden, mit welchen es die Glaubensboten des Institutum zu thun hatten, behandelte also dieselben nicht als Eindringlinge und wies sie nicht von vornherein ab, als hätten sie kein Recht, sich um ihren Herzenszustand und um ihr religiöses Denken und Streben zu bekümmern. Auch das Gefühl, dass die christliche Religion tief unter der jüdischen, und die Christen selbst tief unter den Juden stünden, so dass die letzteren für die ersteren unnahbar seien, milderte sich da überall unter den Juden ungemein, wo die Halle'schen Missionare öfter ihre Wirksamkeit entfalteten. Denn die Juden konnten sich dort dem Eindrucke dessen nicht entziehen, dass diese christlichen Prediger mit ihnen auf der gleichen Grundlage des Alten Testaments standen und dass sie mit besonderem Eifer für dasselbe kämpften. Dass die christliche Religion, dass zumal der evangelische Glaube sich am Alten Testamente nährte, und dass also von Hause aus zwischen dem Glauben der Christen und dem der Juden eine Verwandtschaft bestünde, lernten grosse Schaaren von Juden eigentlich erst durch die lebendige Berührung mit den Halle'schen Missionaren erkennen. Das Vorurtheil, dass Christenthum nur eine Art des Heidenthums oder der Vielgötterei sei, schwand bei vielen Juden, welche mit den Arbeitern des Institutum verkehrt hatten. Die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den getrennten Religionsbekenntnissen, welche vordem den allermeisten Juden gar nicht einmal in den Sinn gekommen war, erschien jetzt sehr vielen unter ihnen nicht mehr als ein ungeheuerlicher Gedanke.

Besonders aber machten es die Missionare den Juden weithin wieder fühlbar, dass nur dann, wenn ihre Religion die Prüfung des Alten Testaments ertrage, dieselbe einen Anspruch auf Wahrheit erheben könne. Mit den Talmudwaffen konnten die Juden gegen die Missionare nichts ausrichten, und ebenso gaben sich auch die Halle'schen Arbeiter nur sehr wenig die Mühe, den Juden die Richtigkeit der christlichen Glaubensanschauungen aus dem Talmud zu beweisen. Nur nebenbei machten sie von der talmudischen und rabbinischen Literatur, obwohl einige der Missionare dieselbe sehr wohl kannten, Gebrauch. Sie hielten grundsätzlich daran fest, dass, wenn den Juden geholfen werden solle, sie vom Talmud auf den Boden des Alten Testaments zurückgeführt werden müssten.

Zu den bedeutendsten Erfolgen der Wirksamkeit dieser Missionare gehört es denn auch, dass durch dieselben vielen Juden die Augen über die Unsicherheit des Fundamentes, auf dem ihr Glaube ruhe, geöffnet wurde. Die Voraussetzung, dass die Rabbinen im Namen des Moses und der Propheten und im Namen Jehovahs selber zu ihnen geredet hätten, und dass die Lehre ihrer Autoritäten auf dem alten biblischen Grunde ruhe, wurde bei vielen erschüttert. Fiel auch die allergrösste Zahl der Juden, welche die Missionare gehört hatten, denselben keineswegs zu, und waren gleich die allermeisten durchaus nicht geneigt, das anzunehmen, was diese ihnen Positives boten, so kam doch jetzt der Glaube vieler Juden sehr ins Schwanken, dass sie die Autorität des Alten Testaments für sich hätten und dass sie mit dieser Autorität das Christenthum und seine Ansprüche zu bekämpfen im Stande wären.

Ebenso aber haben erst die Missionare des Institutum die Juden in grösserem Maasse mit dem Neuen Testamente bekannt gemacht. Von da ab, wo dieselben ihre Wirksamkeit entfalteten und die Bücher des Neuen Testaments in einer ihnen verständlichen Sprache Jahr aus Jahr ein unter ihnen verbreiteten, sehen wir die Juden viel mehr Bekanntschaft mit dem Inhalte des Neuen Testaments gewinnen als jemals vorher. Die Missionare machten davon selbst die lebendigste Erfahrung in ihren Gesprächen mit den Juden. Der christliche Glaube, den die Juden nur aus den Entstellungen der Rabbinen und aus dem thörichten Gerede des Volksmundes kannten, trat ihnen jetzt aus dem heiligen Buche der Christen in seiner wirklichen Gestalt entgegen, und auch auf

diese Weise gewannen nunmehr viele Juden eine ganz andere Vorstellung vom Christenthum.

Man hat die Halle'sche Mission in der neueren Geschichte der Juden ziemlich übersehen, weil man den Blick bei Beurtheilung der neueren Entwicklung der Juden nach einer falschen Richtung hin lenkte. Man sah die Missionare nicht mit Taufen beschäftigt — dasselbe überliessen sie den ordentlichen Geistlichen der bestehenden Kirchen — und sah nicht viele angesehenere oder gelehrte Juden auf ihr Zeugniß hin zum Christenthum übertreten, und so war man schnell mit dem Urtheil der Erfolglosigkeit jener Missionsthätigkeit fertig. Aber freilich kannte man auch die Berichte des Institutum nicht oder verstand sie nicht zu lesen. Weil dieselben auf den ersten Blick als eine blosse Häufung von Kleinigkeiten erscheinen, gab man sich nicht die Mühe, die innere Tragweite dessen, wovon sie berichten, sich zu vergegenwärtigen.

Thatsächlich steht die Sache so, dass besonders das deutsche Judenthum nicht so schnell und so plötzlich in der folgenden Periode dem neueren philosophischen Humanismus verfallen wäre, wenn es nicht die Halle'sche Mission ein Vierteljahrhundert hindurch wohl bis in seine letzten Gemeinden und Gemeindlein hinein so gewaltig zu erschüttern geholfen hätte.

Die Mission hatte ja ebensowohl die gelehrtesten und berühmtesten Führer der damaligen deutschen Juden als die einfachsten und ungelehrtesten unter ihnen aufgesucht; und vielfach hatten die Juden selbst sich nicht anders zu helfen gewusst, als dass sie gerade ihre Leiter gegen die Missionare aufboten, um ihre Sache, welche sie unter den Angriffen derselben wanken sahen, zu halten und zu stützen.

Es verhält sich in der That so, dass die, wie wir es jetzt wissen, am Schlusse der eigentlichen talmudischen und rabbinischen Periode des Judenthums auftretende Halle'sche Mission das Ende derselben und zumal in Deutschland, dem Hauptplatz der Wirksamkeit des Institutum, beschleunigt hat. Diese Mission hat unleugbar dazu wesentlich beigetragen, die starke Position des nachchristlichen Judenthums zu erschüttern und so die neuere Zeit anzubahnen, in welcher sich die Juden bemühen, den Halt, welchen ihnen das Alte bot, in unreligiösen Stützen anderer Art zu suchen.

Der bedeutendste Erfolg der Wirksamkeit des Institutum besteht also darin, dass es wesentlich mitgewirkt hat, das

Ende der talmudischen und rabbinischen Periode des Judenthums zu beschleunigen, und dass es einer anderen Beurtheilung des Christenthums inmitten der Juden die Wege gebahnt hat.

Aber daneben treten uns auch manche beachtenswerthe Einwirkungen der Halle'schen Missionare auf einzelne Juden entgegen.

Ganz besonders erregt haben sich die Amsterdamer Juden bei den wiederholten Besuchen der Arbeiter des Institutum in ihrer Stadt gezeigt. Die allgemeine Missionswirksamkeit und die der Hallenser insbesondere wurden hier so stark gefühlt, dass im Jahre 1749 berichtet werden kann, gegen 400 Juden seien in Amsterdam eigentlich mit dem Judenthum zerfallen und dem Christenthum geneigt. Die übrige Judenschaft fürchtete daher die Missionare in dem Grade, dass sie wiederholt zu Tumulten gegen sie vorschritt. Taufen aber geschahen gerade zu dieser Zeit sehr häufig in der holländischen Hauptstadt.

In Frankfurt a. M. traten zu derselben Zeit nach und nach 16 Glieder aus einer Verwandtschaft zum Christenthum über. Gegen den Missionar Bennewitz äusserte im Jahre 1746 ein Prediger in polnisch Preussen, dass in seiner Gegend in der kurzen Zeit, welche das Institutum bestehe, mehr Juden getauft worden seien, als sonst wohl in einem Jahrhunderte.

Oft, wenn die Missionare und besonders St. Schultz eine Gegend besucht hatten, trafen danach Berichte in Halle ein, welche Uebertritte meldeten. Nachdem Manitius und Widmann in Franken gewesen waren, wurde ihnen von dort aus mitgetheilt, dass sich ein Jude mit seinem Sohne in Burg Farrenbach habe taufen lassen und die Tochter eines jüdischen Vorsängers. Seine Bekehrung führt der Arzt David Isaak Kahn aus Uhlefeld, hernach Christfreund genannt, direkt auf die Schriften des Institutum zurück. Er wurde 1739 in Cadolzburg mit seinem ganzen Hause getauft, auch der damals allein noch zurückgebliebene älteste Sohn folgte später nach. Aus Schwabach wird nach Anwesenheit der Missionare in jener Gegend gemeldet, dass in derselben 8 Juden getauft worden seien und 2 andere im Unterricht stünden. 1736 traten nach dem Aufenthalte der Missionare in Posen 8 Juden und ein anderes Mal 18 Haushaltungen zum Christenthum über. Die Zahl der Proselyten in Berlin, welches damals nur eine kleine jüdische Gemeinde zählte, wird 1735 auf 60 Personen geschätzt.

Viele durch die Missionare zum Nachdenken gebrachte Juden kamen nach Halle aus verschiedenen Ländern, um dort weitere Antwort auf die in ihnen erweckten Fragen zu finden oder Unterricht zu erbitten. Durch Schultz angeregt stellten sich in Breslau anf einmal 17 Juden aus Polen ein und baten in der christlichen Religion unterwiesen zu werden.

In den 60er Jahren des Jahrhunderts kann Schultz hernach erklären (Kurze Nachricht Seite 47): „Man könnte bei gar nicht mühsamer Nachrechnung die Zahl der durch diese Anstalt zuerst erweckten und dann getauften Juden auf ein Tausend Personen setzen.“ Und das schreibt dieser Missionar eben nicht leichtfertig hin, sondern aus der Kenntniss der Verhältnisse heraus, die ihm noch dadurch erleichtert wurde, dass sein Amtsgenosse und Freund Manitius ein genaues Register der Proselyten führte.

Auch tiefer haben die Missionare des Institutum wenigstens in einem Falle eingegriffen und zwar unter polnischen Juden.*)

Widmann, Manitius, St. Schultz und Bennewitz hatten in Polen mehrfach eine sehr rege Thätigkeit entfaltet. Gerade in jener Zeit aber standen die Gemüther jener Juden noch recht lebhaft unter den Nachwirkungen der Sabbathai-Zebischen Bewegung und der Chasidismus gewann dort immer zahlreichere Anhänger. Die Erscheinung der Missionare in ihrer Mitte, die mit neuen religiösen Fragen unter sie traten, erregte sie daher in ausserordentlichem Maasse. Es fand ein förmliches Zusammenströmen zu ihnen statt, und man wurde nicht müde, ihnen immer neue Fragen vorzulegen. Viele sogen ihnen die Worte förmlich von den Lippen, überall daselbst wusste und erzählte man von ihnen, und dankbarere Zuhörer haben die Halle'schen Sendboten in der That nirgends als unter den Juden des Ostens gefunden.

1747 nun zog Schultz mit Bennewitz unter den Juden Polens und Lithauens hin und her; selbst viele Dörfer, in denen Juden wohnten, wurden von ihnen besucht. Im polnischen Chronicle hatte St. Schultz besonders eingehende Unterredungen mit Juden. Ein Rabbiner zumal hörte ihm mit der grössten Andacht zu, und als Schultz in hebräischen Worten den Segen bei Tische sprach, erbat sich der Rabbi von ihm dieses Gebet. Schultz erfüllte die Bitte. Aber nun wünschte der Rabbi noch ein anderes Gebet

*) Frank und die Frankisten Dr. H. Graetz 1868. Dibre Emeth 1869 S. 19 ff. 46 ff. St. Schultz von J. de le Roi S. 102 ff.

vom Missionar zu erhalten, das er täglich beten könne. Schultz setzte ihm darauf folgendes Gebet in hebräischer Sprache auf („Leitungen des Höchsten“ 2, 161 ff., „Christliche Bereisung der Judenörter“ 1, 156 ff.): „Gelobet seist du Gott, du Herr Himmels und der Erde, der du mich erschaffen hast in deinem Bilde. Da ich aber in Adam dieses kostbare Bild verloren habe und noch täglich dazu sündige, so sollte ich ewig verloren gehen. Aber du hast dich in Gnaden erbarmet und den andern Adam, den Menschen, in Gnaden zu senden verheissen durch deine Knechte Moses und die Propheten, und hast ihn in der Fülle der Zeit gesandt. Ich aber habe ihn noch nicht erkannt. So bitte ich dich Herr um Gnade und um den Geist der Gnaden und des Gebets, dass ich möge um die Vergebung meiner Sünden recht beten lernen und dass ich den Mann erkenne, durch welchen die Welt versöhnt ist, damit ich zu der Gerechtigkeit komme, welche vor dir gilt. Und weil ich höre, dass Jesus von Nazareth derselbe Mann ist, so bitte ich in seinem Namen und auf sein Verdienst, du wollest mir Gnade zur rechten Busse schenken.“

Der Rabbi aber nahm dieses Gebet mit Dank an, versprach es sorgfältig zu verwahren und es fleissig zu beten.

Wenige Jahre darauf entstand in eben diesen von religiösen Fragen erfüllten und erregten Gegenden Polens und Lithauens eine grosse Bewegung, welche dann aber der falsche Messias Jakob Frank in seine Bahnen zu lenken wusste. Zunächst freilich ging diese Bewegung nicht von ihm aus, sondern er fand sie bereits vor, aber er hat sie hernach benutzt und sie in seine Hände zu spielen gewusst. Und dass ihm dies gelang, war kein Wunder; denn Niemand hat den von halb christlichen und halb jüdisch-mystischen Gedanken bewegten Leuten mit hinreichender Unterweisung beigestanden.

Jene Juden schwankten damals hin und her, ehe sie Frank zufielen und wussten nicht, wohin sich wenden. Das bezeugt z. B. eine Nachricht aus dem Jahre 1753. Unter dem 5. November dieses Jahres theilte der frühere Rabbi Leopold Emmanuel Jakob de Dort, Lektor der orientalischen Sprachen, der 1745 in Aachen katholisch getauft und 1752 zur evangelischen Kirche übergetreten war, aus Osnabrück dem Herrn von Loen in Lingen mit, ein polnischer Edelmann habe an ihn geschrieben, dass er eine Zuschrift von vielen Juden in Polen erhalten habe, die das Judenthum verlassen möchten, aber nicht wüssten, wohin alsdann sich wenden.

Sie wollten desshalb ihn, den Proselyten um Rath fragen und von ihm zumal erfahren, welche denn die wahre christliche Kirche sei. de Dort war aber von der Sektirerei des Herrn von Loen angesteckt und wollte nun das Buch desselben: „Die einzige Religion“, welches die verkehrten Meinungen Loens zum Ausdruck brachte, mit den jüdischen Abgeordneten, die er aus Polen erwartete, übersetzen und die Juden, welche jene obige Anfrage an ihn gerichtet hatten, zu der hier gepredigten Religion bekehren.

Gleichzeitig berichtet übrigens de Dort auch von einem Concil, in welchem, nach den ihm aus Polen zugegangenen Mittheilungen, eine grosse Anzahl von Rabbinen, die dem Christenthum geneigt wären, ein Bekenntniss zur Dreieinigkeit und zur Messianität Jesu aufgestellt hätten. Abgesandte derselben sollten besonders nach Danzig und Amsterdam gehen und dort ihre Ueberzeugungen bekannt machen.

Ganz unabhängig hiervon und doch damit im Wesentlichen übereinstimmend lesen wir aber in den nicht gedruckten, sondern als Manuscript im Archiv der Brüdergemeine zu Herrnhut vorhandenen Mittheilungen der älteren Brüdergemeine, von ganz ähnlichen Ereignissen in jenen polnischen Gegenden. Es heisst in diesen Nachrichten: „In Folge einiger Nachrichten, welche über Bewegungen unter den Juden in Polen einliefen, bekam der Bruder David Kirchhoff, selbst ein geborener Jude, der nach seiner Taufe Mitglied der Brüdergemeine geworden war, 1758 den Auftrag, diejenigen unter ihnen aufzusuchen, die dem erhaltenen Bericht zufolge gläubig geworden sein sollen. Er kam auch an einen Ort in Klein-Polen, wo er eine Anzahl Juden beisammen fand, die ihm bezeugten, dass sie glaubten, der Messias müsse schon gekommen sein, übrigens aber Jesum als den Messias noch nicht erkannten. Er beschrieb ihnen denselben nach Jesaja 53 als den Versöhner der Sünden aller Welt und gab ihnen eine Nachricht von der Brüdergemeine, wofür sie sich dankbar erzeigten und versprachen, Gott zu bitten, dass er ihnen den rechten Messias offenbaren wolle. Er hätte sich länger bei ihnen aufgehalten in Hoffnung, dass sein Zeugniss von Jesu ihnen zum Segen sein könne; allein die widrig gesinnten Juden fingen schon Unruhen an, so dass er es für rathsam hielt, nach einem kurzen Aufenthalt wieder abzureisen.“

Die Nachrichten von de Dort werden aber auch weiter durch den Bericht David Kirchhoff's bestätigt. Letzterer schreibt: „Im Anfange der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erhielt man Nachricht, dass eine grosse Anzahl von Juden, die sich nach einigen auf 15000 Personen belaufen sollten, worunter gegen 50 Rabbiner, sich öffentlich erklärt haben sollten, sie wären überzeugt, dass der wahre Messias schon gekommen, und dass Jesus von Nazareth der verheissene Messias sei. Die gläubigen Juden, welche in Polen, Ungarn, der Moldau, Wallachei und anderen Ländern zerstreut wohnten, waren entschlossen, sich öffentlich zum Christenthum zu wenden und in christliche Länder zu ziehen. Weil sie aber bei der Verschiedenheit der christlichen Religion nicht gewusst, in welcher sie die reine evangelische Wahrheit antreffen würden, so gingen ihre Bemühungen fürs erste dahin, davon Gewissheit zu erlangen. Allein die Verfolgungen der übrigen Juden, die durch ihre eben angeführte Erklärung aufs Aeusserste erbittert worden waren, liessen ihnen nicht Zeit, ihre Untersuchung fortzusetzen. Bei diesen Umständen erwählten sie den kürzesten Weg und gingen grösstentheils zur katholischen Religion über.“

Schon der eine Umstand, dass unter den Juden, die sich mit dem Gedanken des Uebertritts zum Christenthum beschäftigten, die Frage verhandelt wurde, wo die eigentliche und reine evangelische Wahrheit zu finden und welche der christlichen Kirchen von ihnen zu erwählen sei, weist darauf hin, dass hier nicht bloss römische, sondern auch christliche Einwirkungen von anderer Seite her stattgefunden haben. Die Anfragen in Deutschland aber und bei jenem de Dort, welcher den polnischen Juden als Protestant bekannt war, lassen es erkennen, dass jene von dem Unterschied katholischen und evangelischen Christenthums wussten. Von Missionsbemühungen der wenigen Protestanten, welche in den fraglichen Gebieten wohnten, unter den Juden hören wir aber nichts. Dieselben waren ja auch so ungemein bedrückt und verfolgt, dass sie sich völlig auf die Erhaltung ihrer eigenen Gemeinschaft beschränkten und an Missioniren unter Andersgläubigen gar nicht dachten.

Die Halle'schen Missionare dagegen waren durch mehrere Reisen in jenen Gegenden Tausenden und aber Tausenden bekannt geworden und hatten mit denselben eingehend alle Fragen des Glaubens besprochen. Es ist also gewiss nicht eine zu gewagte

Annahme, dass die christlichen Anregungen, welche unter den Juden jener Jahre zu bemerken sind, ganz besonders eine Folge der Wirksamkeit der Missionare gewesen sein mögen, und dass der Verkehr mit denselben auch die Frage, welche Kirche denn nun die rechte christliche Kirche sei, den Juden nahe gelegt haben wird.

Noch ein besonderer Umstand aber weist bei dieser Bewegung auf die Arbeit der Missionare des Institutum und besonders auf St. Schultz hin. Die brüdergemeindliche Nachricht aus dem Jahre 1758 enthält auch folgende Mittheilung:

„Viele unter ihnen (den polnischen Juden) waren auf den Gedanken gekommen, ob nicht Jesus der Messias sei, weil sie bei aufmerksamer Betrachtung der Weissagungen in den Propheten besonders des Daniel zugestehen müssen, dass die Zeit, da der Messias erscheinen soll, längst verflossen ist. An einigen Orten bedienen sie sich, wiewohl ganz im Geheimen, eines von einem ihrer eigenen Rabbiner aufgesetzten Sterbegebetes, dass, wenn es mit der Behauptung der Christen, dass der Messias schon gekommen sei, seine Richtigkeit habe, Gott ihnen ihren Irrthum vergeben wolle.“

Zweierlei ist hierbei merkwürdig. Weder Sabbathai Zebi noch Frank haben ein Interesse daran gehabt, auf Daniel'sche Zeitbestimmungen über das Kommen des Messias hinzuweisen; denn dieselben hätten geradeswegs, wie man auch rechnen mochte, ihre Ansprüche völlig zu Schanden gemacht. Sohar und Kabbala waren ihre Hauptstützen, von der Schrift und den Propheten schwiegen sie gänzlich. Ebenso unbequem aber waren Daniel und alle Propheten den Gegnern der neuen Bewegung, den Talmudisten, welche eben die Ihrigen völlig an den Talmud banden. Weder von der einen noch von der anderen Seite trat das Zeugniß der Propheten den Juden entgegen. Wohl aber hat die Halle'sche Mission die Juden überall mit besonderem Nachdruck auf die Propheten und Daniel hingewiesen; und es ist zumal erklärlich, dass jenen mit ihren rabbinischen Volksgenossen zerfallenen Juden von den Sendboten des Institutum vielfach die Propheten und Daniel vorgehalten wurden.

Ebenso aber wird man ganz unwillkürlich, wenn man die Angaben der brüdergemeindlichen Nachrichten über das in jenen Gegenden unter den Juden aufgekommene Sterbegebet liest, an das Gebet erinnert, das St. Schultz dem Rabbi in Chronice aufsetzte und hebräisch geschrieben übergab. Freilich wird in jenem

Berichte ein Rabbi als Verfasser desselben genannt, aber das darf nicht Wunder nehmen. Ein Rabbi war es gewesen, welcher von Schultz das früher erwähnte Gebet erhielt; und wenn es dann von demselben auch seinen Gesinnungsgenossen mitgetheilt wurde, und in den Kreisen derer, welche die Messiasfrage beschäftigte, von Hand zu Hand ging, dann war nichts natürlicher, als dass auch der Rabbi für den Verfasser desselben gehalten wurde. In kleinen Einzelheiten entspricht ja nun freilich das Schultze'sche Gebet den allgemein gehaltenen Angaben des brüdergemeindlichen Berichtes nicht, wohl dagegen in der Hauptsache, nämlich in der bedingungsweisen Anerkennung Jesu Christi als des Messias. Dieses Stück ist dem Schultze'schen und dem Gebet, von welchem die Brüdernachrichten erzählen, gemeinsam. Und so wird man von den verschiedensten Punkten aus dahin gedrängt, eine Einwirkung der Halle'schen Mission bei jener merkwürdigen Bewegung anzunehmen und anzuerkennen.

Doch freilich nur eine Anregung evangelischerseits erhielten jene Juden und nicht auch evangelische Pflege. Die römische Kirche würde eine solche aber freilich auch sehr bald zu verhindern gewusst haben. Verschiedene einzelne Juden waren wohl durch das, was sie von den Missionaren gehört hatten, innerlich tief bewegt geworden, so dass diese z. B. bald nach ihrer Heimkehr in Halle die Nachricht aus Breslau erhielten, es seien dort 17 Juden aus Polen eingetroffen, welche ausdrücklich bekannten, durch das von den Missionaren des Institutum Gehörte zur Auswanderung bewogen worden zu sein. Denn es habe ihnen keine Ruhe mehr gelassen, sondern sie hätten Klarheit über die in ihnen entstandenen Fragen erhalten müssen; und eben um solche zu erlangen, trafen sie in Breslau ein, wo sie den Taufunterricht erbaten.

Sich selbst in ihren religiösen Fragen überlassen, fanden nun natürlich jene Juden, die in ihrer Heimath blieben, nicht ein noch aus, sondern geriethen nur in rathlose Verwirrung. Da trat Jakob Frank, 1755 aus der Türkei kommend, unter sie. Er deutete ihnen, da er sah, dass sie eine bereits erfolgte Erscheinung des Messias glaubten, an, dass er der wiedergekommene Christus sei, und fand leicht bei ihnen Eingang. Das konnte aber um so eher geschehen, als die römische Kirche herzlich wenig that, um diesen in ihren Gewissen beunruhigten und in ihrer Erkenntniss verwirrten Juden beizustehen. Nur der Bischof von Kaminiec,

hernachmaliger Erzbischof von Lemberg, Graf Dembowski, nahm sich ihrer treulich und entschieden an, derselbe starb aber bereits 1757, und in ihm verloren sie ihren einzigen, es aufrichtig meinenden Freund. Hernach wussten die Talmudisten durch den jüdischen Hofagenten Jawan den König von Polen für sich zu gewinnen. Den Talmudisten wurden seitdem ihre Gegner preisgegeben und letztere von jenen ausgeplündert, von ihren Wohnsitzen vertrieben und ins Gefängniss geworfen. Endlich, nach vielen vergeblichen Vorstellungen und Bitten, erlangten sie es, dass ihnen eine Disputation mit ihren Widersachern in Lemberg bewilligt wurde, an deren Schluss einige Tausende von ihnen zur römischen Kirche übertraten. Dies geschah im Juli 1759, auch Jakob Frank nahm etwas später die Taufe an.

Hernach aber brach über Frank und seine Anhänger eine Verfolgung wegen geheimer Ketzerei aus; denn man hatte so gut wie nichts gethan, um gesunde christliche Erkenntniss unter ihnen zu pflanzen, sondern sich am Abtaufen genügen lassen; und so verfielen diese Leute theils den Machinationen Frank's, der auf seine Messiasrolle trotz des Uebertritts nicht verzichtete, theils den eigenen verkehrten Meinungen, die ein trübes Gemisch von Christenthum, jüdischer Kabbala und verkehrtem Messianismus waren. Frank wurde mit vielen seiner Genossen ins Gefängniss geworfen. Aus demselben befreit, zog er nach Offenbach, wo er 1791 starb. Seine Anhänger sind allmählich in die katholische Bevölkerung Polens aufgegangen.

Das Beste in dieser ganzen Bewegung ist jedesfalls von der Halle'schen Mission ausgegangen. Aber dieser Fall zeigt es auch aufs Klarste, dass, wenn die Mission nicht einen Rückhalt an einer Kirche hat, welche den zu Bekehrenden und den Bekehrten den bleibenden Halt und Stützpunkt, genügende Geistesnahrung und Pflege, Erziehung und Stärkung, Ueberwachung und Warnung zur rechten Zeit angedeihen lässt, die besten Unternehmungen der Mission leicht scheitern und hoffnungsvolle Anfänge ohne befriedigenden Fortgang bleiben, vielmehr elend verkümmern oder völlig zu Grunde gehen. Die Judenmission wird denn in der That auch dann nur Rechtes leisten, wenn sie in reger Verbindung mit der Kirche steht und nicht auf ihre eigene Kraft allein angewiesen bleibt. Die Mission soll anregen, aber nicht das Ein und Alles bleiben, sie soll den Acker aufbrechen, aber

den aufgebrochenen muss dann die Kirche weiter zu besäen, zu bewässern und zu behüten sich angelegen sein lassen; sonst wird das Unkraut leicht alles wieder überwuchern und das aufkeimende Leben ersticken. Jenes Stück polnisch-jüdischer Geschichte will hier eine bleibende Lehre für die Mission und die Kirche sein.

Die Halle'schen Missionare waren sich denn auch dessen klar bewusst, dass es von der grössten Wichtigkeit sei, wenn die Sache an und mit den Juden gelingen solle, die christliche Gemeinde zur Arbeit an denselben heranzuziehen. Dieselben liessen es sich aber auch ernstlich angelegen sein, überall die Geistlichen und die Gemeinden für das Werk an den Juden zu erwärmen; und so viele evangelische Christen wie damals sind auch nie wieder mit der Judenmission bekannt gemacht worden. Bei vielen Christen schwand aber auch, wenn sie es selbst mit Augen sahen, welchen Eingang die Missionare unter den Juden fanden, das Vorurtheil, als ob die Juden für das Evangelium völlig unnahbar und unempfänglich seien, und als könne nur Strenge und Härte gegen dieselben etwas ausrichten. Gar nicht selten haben die Missionare das Bekenntniss aus dem Munde von Christen gehört, dass sie es nun erkannt hätten, es sei die allgemeine Aufgabe und Pflicht aller Christen, den Juden das Wort Gottes zu bringen, und die Erfüllung derselben werde auch zum Segen für alle Theile gereichen.

Sehr bereitwillig wurden den Missionaren der Regel nach Predigten in den Kirchen und Ansprachen in Schulen gewährt, damit so Alte und Junge mit dem Missionswerk bekannt gemacht würden; und der rege Briefverkehr, welcher in jener Zeit von Hohen und Geringen mit Callenberg und seinen Missionaren erhalten wurde, zeigt am besten, dass in vieler Herzen der Trieb erwacht war, den Juden religiöse Förderung angedeihen zu lassen, und dass sie gern an der Arbeit des Institutum mitwirken wollten.

Häufig fand nun auch in den Kirchen die Fürbitte für die Juden statt. In mehreren grossen Städten, wie z. B. in Augsburg, Dresden u. s. w. finden wir jetzt Proselyten-Katecheten bestellt, denen die sich zum Unterricht meldenden Juden überwiesen wurden. Der Frankfurter Senior Dr. Münden, welcher die Callenberg'sche Anstalt besonders lieb hatte, verfasste ein köstliches Schulgebet, welches die Bekehrung der Juden erflehte, und die Missionare fanden dasselbe dann auf gar manchem Gymnasium

in Gebrauch.*) Im Cleve'schen veranstaltete ein Pastor Abendgottesdienste, in welchen er Predigten hielt, welche die Juden mit dem Evangelio bekannt machen sollten. Er hatte dieselben auf eine recht späte Stunde gelegt, damit die Juden, welche kommen wollten, sich vor den Ihrigen und vor den Christen weniger scheuen sollten, in jenen Predigten zu erscheinen, und „es haben sich der Juden nicht wenige eingefunden.“

Aus allen Ständen meldeten sich im Gebiete der evangelischen Kirche Callenberg und seinen Missionaren Personen an, die sich zur Mitarbeit an ihrem Werke auf die eine oder die andere Weise bereit erklärten. Wir sehen Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Generäle und Offiziere, wie z. B. im böhmischen Kriege, hohe Staatsbeamte, sehr viele Geistliche und Lehrer, sehr viele Kaufleute und einfache Handwerker Schriften des Institutum erbitten, weil dieselben den Wunsch hegten, diese selbst unter den Juden zu verbreiten. So mancher Prediger lernte auch das Jüdisch-deutsche und liess sich Schriften des Institutum schicken, um es aus ihnen zu erfahren, wie er mit Juden verkehren und wie er ihnen die christliche Wahrheit bezeugen solle. Ein Juwelier, dem das Werk besonders theuer geworden war, prägte 2 Medaillen zu Ehren des Institutum und schickte sie Callenberg.

Selbst Sektirer empfanden jetzt den Trieb, den Juden nachzugehen. So wanderte ein blinder Gärtner, Heinrich Fitzner, aus der Blankenburger Gegend, 1736 unter den Juden umher und verkündigte ihnen, dass die Zeit ihrer Bekehrung nahe sei. Die Separatisten Danzigs und der Wetterau bewiesen den Juden viele Theilnahme und zogen auch deren Aufmerksamkeit auf sich; und ganz im Allgemeinen erhielten überhaupt die Juden der ersten Jahrzehnte des Institutum den Eindruck, dass sich allerwärts die Augen in der evangelischen Christenheit auf sie gerichtet hätten.

Insbesondere hat die Halle'sche Mission den Vorzug genossen, dass sie weithin unter den Evangelischen der verschiedensten Länder und nicht bloss Deutschlands, unter Lutheranern wie unter Reformirten als ein der ganzen evangelischen Kirche gemeinsames Werk betrachtet wurde, und dass über der ersten Judenmission das Gefühl evangelischer Gemeinschaft vielfach erwachte. Das Institutum war in der That ein lieber Pflegling der Angehörigen sehr verschiedener evangelischer Kirchen. Die Gräflich Stolberg'sche

*) Schultz, Fernere Nachricht, Vorrede. Dibre Emeth 1879, S. 89 ff.

Familie in Wernigerode veranstaltete eine lange Reihe von Jahren hindurch zum Besten der Halle'schen Mission eine Tischkollekte, deren Ertrag sie monatlich an das Institutum einsandte. Bitten um die Uebersendung von Schriften zur Vertheilung unter den Juden und um Ueberschickung der Berichte liefen nicht bloss aus ganz Deutschland, sondern auch aus England, Dänemark, Schweden, Italien, Frankreich, der Schweiz, Oesterreich, Ungarn, Polen, Russland, der Türkei, Klein-Asien, Amerika, Sibirien und Ostindien ein und diesen Bitten wurde bereitwilligst stattgegeben.

Ueber Taufen und was sonst Erwähnenswerthes unter den Juden geschah, wurde fleissig nach Halle berichtet. Callenberg aber brachte, was ihm mitgetheilt wurde, soweit es rätlich erschien, vor die Oeffentlichkeit. So vielgelesene Zeitschriften wie die Weimar'schen „Acta ecclesiae temporis nostri“ liessen es sich angelegen sein, durch fortlaufende Mittheilungen aus den Berichten des Institutum die Theilnahme für dasselbe in den weitesten Kreisen und besonders auch in der theologischen Welt wach zu erhalten. Ueberhaupt aber nahm die zeitgenössische theologische Literatur überall auf die Callenberg'sche Anstalt Rücksicht. Viele der bedeutendsten Theologen jener Tage sehen wir dieselbe lobend erwähnen und zur Unterstützung empfehlen. Die angesehene und bedeutende Londoner Society for promoting Christian Knowledge überschickte Callenberg ausser einem Geldbeitrage eine Anzahl ihrer kostbarsten Werke für die Bibliothek des Institutum und gleichzeitig ihren Katalog mit der Aufforderung, ihr zu melden, was Callenberg von ihren Büchern noch zu besitzen wünsche. Ihrerseits erbat sich die Gesellschaft hinwiederum die Schriften des Institutum und liess von den letzteren „Das Licht am Abend“ und den „Brief von der Vergebung der Sünden“ ins Englische übersetzen. Die Halle'schen Missionare mussten bei ihrer Ankunft in England vor der Gesellschaft erscheinen und wurden von derselben mit besonderer Liebe und Hochachtung aufgenommen.

Regelmässig liessen sich die Halle'schen Heidenmissionare in Ostindien die Berichte des Institutum zusenden. Sie standen in lebhaftem Briefwechsel mit Callenberg, suchten auch unter den Christen in jenem fernen Lande Theilnahme für das Werk an den Juden zu erwecken und wandten sich sowohl in Gesprächen als mit Schriften des Institutum an die Juden, die in ihrer Um-

gebung lebten.)*) Ebenso berichteten die brüdergemeindlichen Missionare in Surinam nach Halle, was sie für die dortigen Juden thaten und mit welcher Begier oft ihre Zeugnisse von denselben aufgenommen wurden.

Aber selbst über den Bereich der evangelischen Kirche hinaus reichte der Einfluss der Halle'schen Mission. Häufig sprachen Katholiken ihre Freude an dem Werke derselben aus, ja es wurden sogar Schriften des Institutum von ihnen erbeten, um dieselben unter den Juden zu verbreiten. An Callenberg richtete selbst eine ganze Anzahl katholischer Prälaten Anfragen, was sie wohl thun könnten, um das Missionswerk unter den Juden zu befördern; und es wurde ihm alsdann mitgetheilt, wie man seine Schriften, die er freundlichst übersandt oder die man sich sonst zu verschaffen gewusst habe, unter den Juden verbreitet oder welche Erfahrungen man mit Juden, denen man das Evangelium zu bezeugen versucht hatte, gemacht habe.

Ausdrücklich haben wiederholt römische Bischöfe und Bischöfe der orientalischen Kirche ihre Zustimmung zu der Arbeit des Institutum während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgesprochen. Besonders in Polen und Warschau haben viele römische und zum Theil sehr hochstehende Geistliche aufs freundlichste mit den Missionaren verkehrt und den Eifer derselben für ihr Werk rühmend anerkannt.

Kurz die Thatsache, dass es nun eine wirkliche Mission unter den Juden gab, wurde in den ersten Jahrzehnten des Institutum weithin in der Christenheit und nicht bloss in der evangelischen Kirche ziemlich lebhaft empfunden. Im weitesten und besten Sinne hat also das Halle'sche Institutum Anregungen für ein Missionswerk unter den Juden gegeben; und es ist eine wahrhafte Freude zu sehen, wie damals der Muth und die Lust für eine ordentliche und ihrem Zweck entsprechende Arbeit an den Juden erwachte.

Verfehlt hat also das Institutum am allerwenigsten seine Aufgabe, wie es kurzzeitige Beurtheiler desselben gemeint haben; und es kam nur darauf an, dass dem guten kleinen Anfange ein kräftiger Fortgang entsprach. Dass dies nicht geschah, lag, wie schon gesagt, zum Theil an den Schwächen Callenbergs und seiner Nachfolger in der Leitung der Anstalt, zum grösseren

*) Saat auf Hoffnung, Johanni-Heft 64 S. 19 ff.

Theile jedoch daran, dass die rationalistische Folgezeit je länger desto unfähiger wurde, Missionsgedanken zu fassen und ein Missionswerk zu treiben.

Es ist aber der früheren Geschichte des Institutum an diesem Orte darum ein so weiter Raum gegeben worden, weil dieselbe das lehrreichste Missionsbeispiel für alle Folgezeit ist, und weil sie auf die für unser Gebiet wichtigsten Fragen ein helles Licht wirft. Wer diese Geschichte mit ihren merkwürdigen Einzelheiten und Persönlichkeiten näher betrachtet, wird in ihr einen bedeutenden Beitrag für das rechte Verständniss der Judenfrage und für die Wege, auf welche dieselbe die christlichen Völker und ihre Kirchen den Juden gegenüber weist, finden.



Theile jedoch daran, dass die rationalistische Folgezeit je länger
 desto unbilliger wurde, Missionarische zu fassen und ein
 Missionarische zu treiben, so ist die Folgezeit zu treiben.
 Es ist aber der früheren Geschichte des lasten an diese
 Orte dann die so weiter Raum gegeben worden, weil dieselbe
 das lehrreichste Missionsbeispiel für alle Folgezeit ist, und weil
 sie auf die für unser Gebiet wichtigsten Fragen ein helles Licht
 wirft. Wer diese Geschichte mit ihren merkwürdigen Einzelheiten
 und Persönlichkeiten näher betrachtet, wird in ihr einen bedeutenden
 Beitrag für das rechte Verständnis der Judenfrage und für die
 Wege, auf welche dieselbe die christlichen Völker und ihre Kirchen
 den Juden gegenüber weist, finden.

Neueste Erscheinungen

aus dem
Verlage
von

H. Reuther in Karlsruhe

Für Bestellungen zu beachten!

Jede Buchhandlung ist in der Lage, solche auszuführen; fehlen diese Beziehungen, so liefert ausnahmsweise auch die Verlagshandlung und zwar franco gegen Einsendung des Betrages oder auf Wunsch gegen Nachnahme.



Dr. H. Martensen
Bischof von Seeland.

wohl besser als jede andere Empfehlung, wie sehr der Verfasser der christlichen Ethik von allen Seiten geschätzt und verehrt wird.

„Das Anziehende an Bischof Martensens Jugenderinnerungen, wovon wir soeben durch A. Michelsen in Lübeck eine gute Verdeutschung erhalten haben, besteht nicht im Hindurchgehen seines Lebenslaufs durch etwelche wechselvolle Schicksale, spannende Contraste oder romantische Situationen. Von dem allen bietet sein ruhig und einfach von Statten gegangenes Jugendleben nichts dar; aber der Beziehungen zu interessanten Persönlichkeiten in verschiedenen

Aus meinem Leben.

Mittheilungen

von

Dr. H. Martensen

Bischof von Seeland.

Aus dem Dänischen v. A. Michelsen.

Drei Bändchen.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Eleg. geh. M. 8.50,

in 2 Leinwandbänden geb. M. 9.50.

Von den vielen in hohem Grade anerkennden Besprechungen, welche die obige interessante Erscheinung in allen einschlägigen Blättern hervorgehoben hat, möge es hier verstatet sein, nur wenige auszüglich mitzutheilen. Die verschiedene Stellung, die die betreffenden Zeitschriften in unserer heutigen Literatur einnehmen, zeigen

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Lebensstellungen, insbesondere zu einer Reihe von Koryphäen der dänischen und deutschen Theologie, Philosophie und schönen Literatur im 2. Viertel unseres Jahrhunderts, ist eine reiche Fülle darin zu finden, und in der Kunst, solche Beziehungen anregend und lehrreich darzustellen, leistet er Treffliches.“
Evangelische Kirchenzeitung vom 4. August 1883.

„Der Bischof von Seeland, H. Martensen, der als Theolog auch in Deutschland eines hochangesehenen Namens sich erfreut, hat unter dem Titel: „Af min Levnet“, Mittheilungen aus seinem nicht eben ereignisreichen, aber in seiner inneren Entwicklung um so interessanteren Leben zusammengestellt, von denen nun die erste Abtheilung 1808—1837 auch in einer deutschen Uebersetzung von A. Michelsen vorliegt. Es ist, wie gesagt, nicht eine vollständige Selbstbiographie, sondern eine flüchtige Aneinanderreihung von Jugenderinnerungen, die uns ein tiefen Blick in das Studentenleben eines dänischen Gelehrten thun läßt, das für uns noch die besondere Bedeutung hat, daß der größte Theil des Buchs seine Studienreise schildert, deren Hauptstationen Berlin, Heidelberg, München, Wien — und Paris sind. Wir erhalten durch den Verkehr, den der junge, schon früh Beachtung findende Gelehrte auf den deutschen Universitäten mit den ersten Männern der Wissenschaft pflegt, und durch seine Charakteristiken derselben ein anschauliches Bild der geistigen Bewegung jener Zeit, und daß der künftige Bischof nicht bloß in den engen Kreisen seiner Wissenschaft sich bewegt, sehen wir namentlich in Wien, wo er mit Lenau ein enges Freundschaftsbündniß schließt; gerade diese Episode bildet einen der fesselndsten Theile des anziehenden und offenerherzigen Buchs.

Aber Land und Meer 1883 Nr. 40.

Die vielen Verehrer und Freunde, welche der ehrwürdige Bischof von Seeland unter uns zählt, werden mit großer Freude dies Buch begrüßen, in welchem ihnen in das theologische Werden eines Mannes Einblicke gestattet werden, der auf sie selbst so großen Einfluß geübt hat. Unwillkürlich denkt man bei der Lektüre dieser Aufzeichnungen an Harleß' Selbstbiographie zurück. Eine Vergleichung beider Schriften mag einer späteren Zeit vorbehalten sein. Hier nur so viel, daß Martensen's „Mittheilungen“ sich durchaus ebenbürtig seinem Vorgänger an die Seite stellen, und daß sie für uns Deutsche ein besonderes Interesse haben, weil sie vorwiegend die Auseinandersetzung des Dänen mit deutscher Wissenschaft enthalten. „Wird auch die Darstellung einen einigermaßen vollständigen Rahmen meines Lebens geben, so ist mein Hauptzweck doch nur dieser: von meiner inneren Entwicklung einzelne Stücke mitzutheilen, die vielleicht für Jüngere von Interesse sein können, welche sich in einem ähnlichen Zustand der Gärung und des Suchens befinden, wie derjenige war, in welchem ich mich befunden habe, und sodann auch einzelne Punkte meines öffentlichen Lebens zu beleuchten.“ So bestimmt Martensen selbst seine Aufgabe. Infolge dessen hat er sich denn des zerstreuten Details der Natur- und Sittenschilderung wie des ästhetischen Raisonnements vollständig enthalten. Dadurch entsteht die wohlthuende Konzentration auf die Hauptsache, die eigene Entwicklung, und die mannigfachen Einflüsse, welche von vielen bedeutenden Persönlichkeiten auf ihn geübt sind. Die knappe und künstlerisch abgerundete Darstellung einer langen Reihe hervorragender Männer bildet daher einen der höchsten Vorzüge dieser Erinnerungen. Der vorliegende Band erstreckt sich bis zur Zeit der Rückkehr von einer langen wissenschaftlichen Reise, beschäftigt sich also so gut wie gar nicht mit dem öffentlichen Leben des Verfassers. Wir wünschen sehr, daß es dem greisen Meister verstatet sein und gefallen möge, uns bald mit einem zweiten Bande zu erfreuen. Für uns, die Nachgeborenen,

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

ist es von dem höchsten Werthe, die Wege kennen zu lernen, auf welchen die Vorkämpfer der evangelischen Wahrheit zu den Ueberzeugungen gelangt sind, in welchen sie uns erzogen haben. Keiner von uns ist im Stande, eine selbstständige Stellung im Kampfe der Geister einzunehmen, der nicht ihren Weg in sich nachgebildet hat, sei es auch in der matteren und schwächlichen Weise jeder zweiten Generation. Was wir ererbt haben, müssen wir durch eigene Arbeit erwerben, sonst haftet es nicht und fruchtet uns nichts. Darum können Bücher wie dieses dem heranwachsenden Theologengeschlecht nicht dringend genug zur Lektüre und zum ernstesten Studium empfohlen werden, damit die Wahrheit nicht durch schlechte Selbstverständlichkeit in uns zur Unwahrheit werde.

Theol. Literaturblatt, 20. Juli 1883.

Die christliche Ethik.

Dargestellt von

Dr. H. Martensen.

Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe.

I. Allgemeiner Theil. Vierte Auflage. Groß 8°. M. 9.— eleg. geb. M. 10.50.

II. Spezieller Theil. Erste Abth.: Die individuelle Ethik. Zweite Abth.: Die soziale Ethik. Zweite Auflage. Groß 8°. Geh. M. 15.— eleg. geb. M. 18.—

Innerhalb eines Dezenniums erscheint dieses epochemachende Werk bereits in vierter Auflage; der beste Beweis des lebhaften Interesses, und der allseitigen Anerkennung, welches dasselbe auch in Deutschland gefunden hat. Der Wunsch, mit welchem der Uebersetzer, N. Michelsen, dieses Werk bei seinen Landsleuten zuerst einfuhrte, daß es gleich der Dogmatik desselben Verfassers der deutschen Literatur einverleibt und unter uns heimisch werden möchte, hat sich schon bisher reichlich erfüllt. Auch der spezielle Theil, die christliche Persönlichkeits- und Gemeinschaftsentwicklung darlegend, hat längst eine weite Verbreitung gefunden. Es wird nur dieses Hinweises auf eine neue Auflage bedürfen, um denselben in allen theologischen Kreisen die freudigste Aufnahme zu sichern.

Post, 28. Febr. 1882.

Die Leidensgeschichte Jesu Christi.

zwölf Predigten

von

Dr. H. Martensen.

Groß 8°. M. 2.40.

Die Leidensgeschichte des Herrn ist eine so unerschöpflich reiche Quelle christlicher Wahrheit, daß sie auch auf dem Boden der homiletischen Literatur neue Blüten treibt. Eine solche lieblich duftende Blume ist unstreitig die

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

genannte Sammlung. Die zwölf Predigten sind schlichte Vorträge über einige der wichtigsten Punkte der Leidensgeschichte, knüpfen sich an die Namen: Gethsemane, Petrus, Kaiphas, Judas, Herodes und Pilatus, Barabbas, Golgatha, zeichnen sich aus durch eine klare, lebendige Zeichnung der geschichtlichen Situation und entwickeln hieraus in ungefuchter Weise die christliche Heilswahrheit, die der Verfasser gerne an Katechismusworte anlehnt und mit Gebetsworten umrahmt. Sie sind nüchterne, aber kräftige Zeugnisse eines geläuterten Glaubenslebens, scheuen sich nicht, Mißstände der Zeit im geselligen Leben, in Staat und Kirche beim rechten Namen zu nennen und geben wohl Manchem, der auf dogmatischem Gebiet mehr Schärfe in den Begriffsbestimmungen wünschen möchte, den Eindruck, daß dem Verfasser mit seiner lebensvollen Weltanschauung und seiner milden Gemüthsrichtung ein besonderes Charisma, aus und zu der Gemeinde zu reden, gegeben ist. Wir wünschen diesen Predigten besonders unter den Gebildeten, die nicht ästhetischen Kunstgenuß, wohl aber einfache gesunde Nahrung suchen, einen ausgedehnten Leserkreis. Jahrbücher für deutsche Theologie.

Die Schriften von Bischof Martensen eignen sich ganz besonders zu Geschenken für Geistliche, Pädagogen und Theologie Studierende!

Ethische Betrachtungen und Studien

mit
besonderer Berücksichtigung der Ethik
des

Bischofs Dr. Martensen.

Von Dr. Fr. Wilhelm Andersen,
Propst und Hauptprediger in Ringsted auf Seeland.

Aus dem Dänischen übersezt von C. von Lerehow.

Groß 8°. M. 2.80.

Wenn diese vortreffliche Uebersetzung nur den Zweck erfüllte, auf Martensens Werke, die nicht allein unsere Theologen lesen sollten, zu denen auch der gebildete Laie sich wenden darf, hinzuweisen: so wäre sie verdienstlich genug. Dadurch, daß sie aber ein Werk eines der ältesten Schüler Martensens verbollmetscht und in meisterhafter Besprechung einzelner Seiten der Martensen'schen Arbeiten auf dem Gebiet der Dogmatik, Ethik, wie praktischen Theologie und Socialpolitik in das innere Arbeitsfeld Martensens einführt: thut sie mehr. Sie giebt dem aufmerksamen Leser schon ein Verständniß für das, was das Studium Martensens ihm geben, welche Gedanken es in ihm wecken wird. In dem Abschnitte: „die Sünde wider den heiligen Geist“ arbeitet der Verfasser selbständig ein Problem durch, von seinem Lehrer dazu angeregt. Hoffen wir, daß es unierer Uebersetzung gelingt, Martensen, auf den unsere deutsche Theologie und Philosophie im besten Sinne eingewirkt, wieder eine recht große Einwirkung auf unser geistiges Leben zu verschaffen.

Allg. konserv. Monatschrift 1882, 2. Heft.

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Religiöse Weltanschauung.

Gedanken eines hochbetagten Mann
über
Glauben, Religion und Kirche.

Eleg. geh. M. 2.—, in feinem Leinwandband mit Goldschnitt M. 3.—

Unter diesem Titel bietet der Verfasser eine Reihe von Sätzen, die ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, aber wohl geeignet sind, „Anhalt zu geben, die eigenen Empfindungen, Anschauungen und daraus sich ergebenden Folgerungen zu überdenken, zu prüfen und zu befestigen und dessen sich entschiedener bewußt zu werden, was ihn als Wahrheit erfasst und dem Frieden zu führen geeignet ist“. Die Herstellung des inneren und äußeren Friedens in dem jetzigen Geschlechte ist Zweck der Leitsätze des Verfassers, der mit fester Ueberzeugung auf dem christlichen Standpunkte steht, dem Edlen und Guten seine milde Stimme leiht und zur Verständigung den christlichen Konfessionen zuruft: „Nur die Rückkehr zu der einfachen klaren Lehre Christi kann die verschiedenen Konfessionen wieder vereinigen; die Wiedervereinigung beruht auf der geschichtlichen Fortentwicklung; es ist Pflicht der Kirche, dieser leitend zur Seite zu stehen; nicht Einförmigkeit, sondern Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens ist noth!“ In diesem duldsamen Geiste — so urtheilt die „Köln. Ztg.“ — ist die ganze Schrift gehalten: gleichgesinnten Gemüthern wird sie eine Herzstärkung, allen edel denkenden Lesern aber eine Mahnung an die Pflicht der christlichen Liebe und Duldbung in einer bewegten Zeit werden.

Eine in hohem Grade werthvolle Gabe für jeden Gebildeten!

Unsere Gemüthskranken.

Von
A. Dahlhoff,
Pastor zu Kopenhagen.

Mit einem Anhang: Die Stellung der Geistlichen zu den Gemüthskranken.
8°. M. 2.25.

Was uns in dieser Schrift so besonders anzieht, ist die liebende Hingabe an die Gemüther, welche im Finstern wandeln, die richtige Würdigung der Ursachen, aus denen die Krankheit entsteht, der heilige Ernst, mit welchem die Mittel, namentlich die pädagogischen und prophylaktischen Mittel, gegen Herannahen und Ausbruch des Leidens aufgezeigt und aufgesucht werden, und endlich die Barmherzigkeit, welche sinnend und suchend die Heilmittel findet und an die Hand gibt. Wir können uns nicht entsinnen, über diesen Gegenstand je etwas Belehrenderes, Anziehenderes und Fördernderes gelesen zu haben und wollen nur dadurch zur Lektüre des Buches einladen, daß wir auf einige Punkte aufmerksam machen, welche hier in ein helleres Licht treten. Da ist es zuerst der Irrthum, als ob es eine Krankheit des Geistes gebe, welcher

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

zurückgewiesen und zurechtgestellt wird. Da sehen wir ferner die Gemüths-
 kranken nacheinander vor unseren Augen entstehen, von der einfachen Melan-
 cholie an bis zur Blödsheit und zum Kretinismus. Da wird weiter die oft
 aufgeworfene Frage beleuchtet, ob denn wirklich die Zahl der Gemüthskranken
 im Zunehmen begriffen ist, und möglichst genaue statistische Nachweise bezeugen
 das Ja. Es wird das Familien-Problem zur Sprache gebracht, welches so
 Manche ängstigt, und mit großer Vorsicht beantwortet. Kurz, alle einschlägigen
 Punkte kommen zu ihrem Rechte. Und was die ganze Schrift namentlich Seel-
 sorgern so außerordentlich werthvoll macht, ist, daß nicht allein in dem „An-
 hänge“ die Stellung der Geistlichen zu den Gemüthskranken noch besonders
 charakterisirt wird, sondern daß das ganze Werk ein Stück aus der Theorie
 der Seelsorge ist. Und je öfter der praktische Geistliche mit den Anfängen von
 Gemüthskrankheit in seiner Gemeinde zu thun hat, um so werthvoller muß
 ihm dieser Wegweiser sein. Daher können wir nur rathen und wünschen, es
 möge jeder Seelsorger das Werk studiren und es bereit haben, um gebildeten
 Laien mit demselben zu dienen, wenn sie durch besondere Vorkommnisse in
 ihrer Familie auf diese ins Leben so scharf und tief einschneidenden Fragen
 gewiesen sind.

Theol. Literaturblatt 1883, 3. August.

Richard Baxter

in einer Auswahl seiner vorzüglichsten Schriften.

Dritte, auf Grund der Gerlach'schen Uebersetzung neu bearbeitete Auflage,
 herausgegeben

von
 Pfarrer W. Claus in Belsen.

- I. Ruf an Umkehrte nebst einer kurzen Lebensbeschreibung Baxter's. *M.* — 60.
 II. Feht oder nie. — Das Eine, was noth ist. *M.* — 75. III. Der Wandel
 mit Gott. — Vom Umgang mit Gott in der Einsamkeit. *M.* — 80. IV. Lieb-
 reicher Rath an die Jugend. *M.* — 40. V. Die ewige Ruhe der Heiligen. *M.* 1. 20.

Baxter hat nicht bloß seiner Gemeinde in Kidderminster im 17. Jahrhundert
 mit brennender Liebe und rührend bewegendem Wort zu Herzen gesprochen,
 sondern aus seinen Schriften geht heute noch eine Kraft Gottes aus, die da
 selig macht. Referent hat dies selbst in seinen Kandidatenjahren erlebt,
 und wird es dem seligen Gottesmann in der Ewigkeit danken. Darum begrüßt
 er diese neue Auflage mit Freuden und empfiehlt das Werk zur Anschaffung
 seinen Amtsbrüdern, sonderlich den jungen Anwärtern und Theologie-Studi-
 renden. Baxter gehört in jedes Pfarrers Büchersammlung, und
 die fortgesetzte Beschäftigung mit seinen Schriften wird immer wieder die nöthige
 Frische und Liebe zum Amte anregen. Gegenüber der Gerlach'schen Uebersetzung,
 welche ja die erste in Deutschland war, und darum ihr bleibendes Verdienst
 behält, dabei aber durch die englische Breite leicht ermüdet, ist diese neue Auflage
 mit ihrer knappen, der Neuzeit angepaßten Sprache entschieden
 als Fortschritt zu bezeichnen. Theol. Literaturbericht 1882, Nr. 11.

Zur Anschaffung für Volksbibliotheken ganz besonders geeignet.
 Freunde der Verbreitung guter christlicher Schriften erhalten zu diesem
 Zweck auf 6 Expl. ein und desselben Bändchens ein Freieremplar.

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Biblisches Wörterbuch

für das christliche Volk.

In Verbindung mit den evangelischen Geistlichen Württembergs:
† Dr. Frommüller, Hainlen, Dr. Klaiber, Leyrer, Dr. v. Merz, † Dr. Pötter, F. Pötter,
† Wunderlich, Gutbrod, Hohbach, Zehle, Oefinger, Schmid, Schmid-Krüger, Stendel,
Dr. Besser (Waldburg) und Klett (Barmen)

Herausgegeben

von
H. Beller.

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage.

Mit nachstehenden Karten und Plänen:

I. Völkertafel zur Genesis. II. Karte von Alt-Ägypten. III. a. Plan des alten Jerusalem; b. Plan von Jerusalem in seiner heutigen Gestalt. IV. Karte der Euphratländer. V. Palästina: a. zur Zeit der Richter, b. zur Zeit der Könige, c. zur Zeit Jesu und der Gegenwart. VI. Karte der Reisen Pauli.

Lex. 8°. 2 Bände. Preis ca. 9—10 M.

Ueber dieses bewährte Buch, welches hier zum dritten Male neu aufgelegt erscheint, mögen nachstehende Beurtheilungen Platz finden:

Dieses anerkannte, keiner weiteren Anpreisung bedürftige populär-wissenschaftliche Werk erscheint in dritter Auflage, und wird sich in dieser bedeutend verbesserten Gestalt zu den alten Freunden viele neue erwerben. Es ist unbestritten eines der gediegensten Hilfsmittel zur Schriftauslegung für alle, die ohne eigentlich theologische Bildung dennoch eindringen wollen in das Verständniß der Schrift. Es bietet genaue Wort- und Sacherklärung, Entwicklung der biblischen Grundbegriffe und eingehende Behandlung der wichtigsten Lehren der Schrift in einer Form, welche zwischen wissenschaftlicher und volkstümlicher Darstellung die richtige Mitte hält. Geistlichen, Lehrern, Studierenden, nach tieferem Bibelverständniß ringenden Laien kann dieses treffliche Hilfsmittel nicht warm genug empfohlen werden. Für die Tüchtigkeit der Leistungen bürgen Namen der Mitarbeiter wie Klaiber, Frommüller, Dr. Merz, Gutbrod, Oefinger, Stendel, D. Besser (Verfasser der Bibelstunden), Klett.

G. Schlosser in dessen Christl. Bücherchatz 1883.

— — „Das neu aufgelegte und durchgehends neu bearbeitete Buch verspricht nach dem Prospekt erläuternde Karten und Pläne für das bessere Verständniß speziell der geographischen Artikel, ferner erhöhte Handlichkeit durch Beseitigung alles irgend Entbehrlichen. Daß auf diese zwei Punkte mit Erfolg Rücksicht genommen wird, beweist die erste Lieferung, welche z. B. eine Karte zur Völkertafel der Genesis enthält und damit die geographische Anschauung betreffs der zahlreichen einschlägigen Artikel, vergleiche Arabien und Assyrien etc., sehr befördert; dagegen sind die beiden Artikel Assyrer und Assyria der früheren Auflage sachgemäß in einen zusammengearbeitet, wie ein ähnliches Verfahren auch sonst bemerkt wird. Manche Artikel, vergleiche Abraham, auch Aaron, haben zu ihrem Vortheil eine lichtvollere Darstellung gefunden, bei welcher die Bedeutung der betreffenden Personen für das Reich Gottes mehr zur Geltung kommt. Abschnitte, wie Abendmahl und Ansechtung, wahre

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Perlen des Buchs in ihrer treffenden Kürze, sind nahezu unverändert geblieben und beweisen den hohen Werth derselben in dogmatischer und ethischer Hinsicht. Ueberall zeigt sich, daß die alten und die neuen Bearbeiter mit gewissenhafter Benützung der Resultate einer ernsten Wissenschaft z. B. auf dem Gebiete der Archäologie, aber ohne die Gemeinde mit den ebenso geistreichen als vergänglichlichen Früchten der sogenannten Einleitungswissenschaft zu beschweren, das eine Ziel verfolgen, den evangelischen Bibelglauben durch ihr Werk zu pflanzen und zu stärken. Der Preis der neuen Auflage soll nur 9—10 Mk. betragen. Wer aber nicht dieses Buch, sondern mit dessen Hilfe die heilige Schrift liest, wird Göthe's Wort bestätigt finden! „Die Bibel wird immer schöner, je besser man sie versteht.“
Staatsanzeiger für Württemberg, 30. Aug. 1883.

H. Zeller's gegenwärtig in dritter Auflage erscheinendes „biblisches Wörterbuch für das christliche Volk“ gibt über die biblischen Schriften selbst, sodann über alle die biblische Geographie, Geschichte, Alterthumskunde betreffenden Punkte, endlich über alle Fragen der biblischen Glaubens- und Lebens-Lehre in der schlichtesten Form so gründliche Belehrung, daß alle Bibelleser, alle Schullehrer, aber auch die Geistlichen, für Verstehen und Auslegen der heiligen Schrift und der christlichen Glaubenswahrheit große Förderung daraus entnehmen können. Es wird den Freunden der Bibel und der Wahrheit zur Gottseligkeit kaum eine Frage auftauchen können, über welche sie nicht in diesem Buche den nöthigen Bescheid finden. Geh, Generalsuperintendent der Provinz Posen.

— — ein ganz vorzügliches und der besten Empfehlung werthes Werk. Schon in den beiden früheren Auflagen ist es wohl Manchem bei häufigerem Gebrauch sehr lieb geworden. Die vorliegende dritte Auflage darf als eine „durchgehends neubearbeitete“ bezeichnet werden. Dieselbe ist außerdem mit einer Anzahl erläuternder Karten und Pläne versehen, wodurch ihre Brauchbarkeit noch erhöht wird. Dabei ist der Preis — 10 Lieferungen à 1 Mk. — sehr mäßig. Predigern und Schullehrern wird das Buch eine werthvolle und willkommene Gabe sein; ganz besonders aber empfiehlt es sich auch allen christlichen Gemeindegliedern als ein überaus treffliches Hülfsmittel zu tiefer eindringendem Verständniß der heiligen Schrift. So gebührt denn herzlicher Dank dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern für die große Sorgfalt und Treue, die sie bei der Herstellung des Wertes bewiesen haben.

Dem Unterzeichneten hat die wiederholte Beschäftigung mit den ersten Hefen der neuen Auflage des „biblischen Wörterbuchs“ immer neue Freude gewährt und wünscht derselbe von Herzen, daß Alle, welche das Buch hinfort gebrauchen werden, eine gleich große Freude daran haben mögen. Gott der Herr aber gebe zu dem, was im Glauben an ihn und in der Liebe zu seinem heiligen Worte unternommen ward, seinen Segen und verleihe, daß das Buch vielfältige Frucht schaffe zur Ehre seines Namens und zum Heil seiner Gemeindefürsorge in Mecklenburg.
C. Köler, Pastor.

Das rühmlichst bekannte Zeller'sche Wörterbuch erscheint in dritter Auflage und zwar in Hefen, von denen uns die ersten vorliegen. Das Ziel, welches die Bearbeiter beim ersten Erscheinen des Buches sich gestellt hatten, ist zum Segen vieler glücklich erreicht; sie wollten „für das christliche Volk, für die Gemeinde, die biblischen Grundbegriffe, die sich auf die Glaubens- und Sittenlehre beziehen, sorgfältig entwickeln, die Offenbarungsthaten des Herrn in geschichtlicher, geographischer, biographischer und naturgeschichtlicher Hinsicht beleuchten, und überhaupt das Dunkle, Schwierige, Minderbekannte in kurzer, klarer, übersichtlicher und leicht faßlicher Darstellung erörtern“. — Und wenn

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

wir nun aussprechen dürfen, daß die Bearbeiter diese Aufgabe nicht nur mit großem Geschick und mit hingebendem Eifer, sondern auch vom bibelfesten Standpunkte aus gelöst haben, so wird vielleicht mancher unserer Leser, der das Buch noch nicht kennt, sich bewogen fühlen, mit demselben genauere Bekanntschaft zu machen; er wird in demselben beim Bibellesen stets einen wohl-erfahrenen, treuen Rathgeber finden. Der Preis ist ein äußerst billiger und die Anschaffung durch das lieferungsweise Erscheinen sehr erleichtert.

Spieker, Geh. Reg.- und Provinz.-Schulrath („Haus und Schule“).

Freunden des Biblischen Wörterbuches, welche für die Gewinnung neuer Subscribenten thätig sind, gewährt die Verlagshandlung auf 12 ihr selbst oder einer Buchhandlung zugewiesene Bestellungen auf das Werk ein Freiexemplar.



Bis jetzt ist den Herren Geistlichen die Anschaffung von H. Zeller's Biblischen Wörterbuch amtlich empfohlen von dem

Konkistorium der Provinz Hannover mittels Erlaß vom 17. Dezember 1883,
No. 11,189.

Konkistorium der Provinz Posen mittels Erlaß vom 12. Januar 1884,
No. 7601—83.

Konkistorium der Provinz Sachsen mittels Erlaß vom 3. Dezember 1883,
No. 23,774.

Konkistorium der Provinz Schlesien mittels Erlaß vom 23. Januar 1884,
No. 14,565.

 Seminarien und Präparanden-Anstalten erhalten für ihre Schüler besondere Vergünstigungen. 

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres.

Herausgegeben von

Frauenhand.

(Luise Wickes.)

Dritte, verbesserte Auflage.

Mit 1 Aquarell in Farbendruck von Mme. C. Yonga und 4 Heliotypien nach Wiener Künstlern.

Elegant gebunden mit Goldschnitt *M. 4.*—

Kabinetausgabe in feinstem Kalbleder mit Goldschnitt *M. 6.*—

Die „Basler Nachrichten“ vom 4. Juni 1882 sagen darüber: . . . „Ein allerliebstes kleines Buch, ein Geburtstagsbuch, wie seine Herausgeberin es genannt hat. Auf der ersten Seite des Buches stehen die Daten des Jahres, unter jedem Datum harren vier Linien, von liebender Hand ausgefüllt zu werden. Auf der linken Seite stehen Spruch um Spruch unserer großen Dichter und Philosophen und alles ist hübsch roth und schwarz gedruckt. Das Büchlein bildet eine kleine elegante Familien-Chronik“ zc.

Reizendes Geburtstagsgeschenk für junge Mädchen!

Schönstes Lutherbuch!

Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator.



In 48 bildlichen Darstellungen

von

Gustav König.

Jubiläums-Ausgabe zur 400jährigen
Feier von Luthers Geburt.

Mit einem Vorwort

von

Julius Köstlin.

In elegantester silboller Ausstattung.

Prachtausgabe mit Goldschn. in gr. 4. *M. 18.*—

Einfache Ausg. in kl. 4. *M. 9.*—

Der Herausgeber des „Jahres“ sagt bei Besprechung der Lutherliteratur: „An die Spitze stelle ich gerne das Werk von Gustav König: „Dr. Martin Luther der deutsche Reformator. In bildlichen Darstellungen, 48 Kupferstiche mit erklärendem Text.“ Unser bedeutendster Lutherbiograph, Julius Köstlin sagt in einem Vorworte dazu: „Danken wir's reichbegabten Künstlerhänden, wenn sie Luther auch unserem Auge nach allen

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Seiten seiner Person und Geschichte hin vergegenwärtigen! Nirgends ist dies in so gemüthvoller Weise geschehen wie in den Bildern Gustav Königs, welcher zur Feier seines Jubiläums in würdiger Ausstattung uns hier auf's Neue dargeboten sind. Und der kurze Text, der sie begleiten sollte, konnte nirgends angemessener entnommen werden, als womöglich, wie es hier geschieht, aus seinen eigenen Reden und den Erzählungen seines Freundes und ältesten Biographen, des treuerzigen Johann Mathesius. So werden sie, wie er selbst Alt und Jung, Mann und Weib, Hochgebildeten und Einfältigen an's Herz gesprochen hat, auch zu Allen von ihm in ihrer sinnigen Weise zu sprechen wissen. Sie werden hiermit insbesondere da, wo er die rechte Geburtsstätte christlichen Lebens und tüchtigen Volksthum erkannt hat, nämlich im Schoß der Familien, reiche Freude und Frucht schaffen.“ Das schöne Werk ist in zwei Ausgaben erschienen, deren eine in gr. 4. elegant gebunden mit Goldschnitt 18 M. kostet, während die kleinere Ausgabe (in kl. 4.) einfach aber geschmackvoll in Leinwand gebunden für die Hälfte (9 M.) zu haben ist.

Die schönste Gabe für jede christliche Familie, auch besonders als Hochzeitsgeschenk.

Aus dem
Inneren Leben der Katholischen Kirche
im neunzehnten Jahrhundert.

Von
Dr. Fredrik Nielsen
Professor der Theologie zu Kopenhagen.

Erster Theil. Autorisirte deutsche Ausgabe. M. 5.—

(Diesem ersten wird sich ein zweiter, ungefähr gleich starker Band anschliessen.)

Wer die heutige Machtstellung des Ultramontanismus richtig verstehen und würdigen will, der muss seine Vorgeschichte studiren, in welcher er seine Truppen gesammelt und geschult, seine Waffen geschmiedet und geschärft hat. Dazu thut das vorliegende Buch erwünschte und förderliche Handreichung. Der Verfasser geht von der Thatsache aus, dass gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das religiöse Leben in der katholischen Kirche tief darnieder gelegen habe, und dass das Erwachen mit der politischen Reaktion Hand in Hand gegangen sei. Im 1. Abschnitt handelt er „die Propheten der Vorzeit“ (du passé), in besonderer Ausführlichkeit den Grafen de Maistre, Chateaubriand und Laménais (in seiner ersten Periode); im 2. „die Stillen im Lande“ d. i. den Münster'schen Kreis, in welchem als Hauptperson die Fürstin v. Gallitzin hervorragt, und dem sich auch Fr. L. v. Stolberg anschliesst, dessen Konversionsgeschichte aufs eingehendste dargestellt wird; hierher rechnet der Verfasser auch Sailer und seine Freunde mit Einschluss derer, die durchaus evangelische Wege gegangen sind, wie Feneberg, M. Boos und selbst Gossner. Im 3. endlich, „Ultramontanismus und Romantik“, schildert er den Einfluss, welchen das erneute Studium der mittelalterlichen Kunst und Politik auf Dichter, wie Novalis, Maler, wie Overbeck, Diplomaten,

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

wie Ad. Müller, Gentz, v. Haller geübt hat. Es ist merkwürdig, wie viel geist- und lebensvolle Konvertiten dem Romanismus frisches Blut zugeführt und sich um seine Wiederbelebung und Kräftigung wesentliche Verdienste erworben haben. Der Verfasser sucht bei ihnen allen das punctum saliens nachzuweisen, an dem sie sich für die 2. Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche entscheiden, und insofern ist sein Buch eine reiche Fundgrube für die konfessionelle Polemik; es kann daher allen, die sich für letztere interessiren, angelegentlichst zum Studium empfohlen werden. Die Quellen sind überall sorgfältig nachgewiesen.

„Theol. Literaturbericht“ Februar 1883.

Die evangelische Christenheit und die Juden

unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet.

I. Theil: Die Zeit der Herrschaft christlicher Lebensanschauungen unter den evangelischen Völkern.

Von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von

Lic. J. F. A. de le Roi,

Pastor.

Gross 8^o. M. 7.—

Wie tief unsere Gegenwart durch die Judenfrage bewegt wird, haben viele Vorkommnisse der letzten Jahre und überaus zahlreiche Stimmen, welche sich über dieses Thema vernehmen liessen, bewiesen. Diese Frage ist ja auch nicht eine Frage von gestern und heute, sondern hat überall, wo die Juden unter den Völkern wohnen, stets bestanden. Aber allerdings macht sich dieselbe in unsern Tagen ernster als jemals früher geltend und ihre Bedeutung ist für die Gegenwart eine viel schwerer wiegende als für die vorigen Zeiten geworden. Deutsche und slavische Völker werden heute theilweise bis in die Wurzeln ihres religiösen, geistigen und socialen Lebens durch die Judenfrage berührt; und in dem gegenwärtigen Zeitpunkte handelt es sich offenbar darum, ob es hierbei endgiltig verbleiben soll, oder ob diese Völker zu einer irgend wie befriedigenden Lösung dieser Frage noch zu gelangen vermögen.

Weil aber die Judenfrage nicht erst in der Gegenwart erwacht ist, wird dieselbe auch nur recht verstanden werden können, wenn sie in ihrer geschichtlichen Gestalt verfolgt und erkannt wird. So allein wird man zur Klarheit über ihr eigentliches Wesen gelangen und dasselbe nicht nur in augenblicklichen oder zeitweiligen Erscheinungsformen derselben suchen.

Der Verfasser des obengenannten Buches nun ist 17 Jahre lang durch ein Missionsamt mit den Juden weithin in die mannigfaltigsten Beziehungen getreten und schreibt aus der so gewonnenen Kenntniss der Verhältnisse heraus. Der Titel seiner Schrift aber besagt, dass er den religiösen Gesichtspunkt in der Judenfrage als den entscheidenden festhält. Und wer diese Frage irgend wie eingehender verfolgt, wird sich immer wieder zu der Erkenntniss genöthigt sehen, dass alle die

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

einzelnen politischen, socialen Bildungs- u. s. w. Bedenken, welche gegenwärtig in der die Juden betreffenden Bewegung ausgesprochen werden, Folgen der religiösen Stellung sind, welche die Juden innerhalb der Christenheit und die Christen den Juden gegenüber einnehmen.

Nicht minder aber ist der Verfasser durch das Studium der Geschichte zu der Erkenntniss gelangt, dass man allein vom evangelisch-christlichen Boden aus in der Judenfrage vorwärts zu kommen vermöge, römisches und griechisches Christenthum aber nicht im Stande seien, der tief innerlich angelegten Frage mit den hinreichenden Kräften zu begegnen.

Ein anderes jedoch ist die Frage, ob nun auch evangelischerseits das innere Vermögen zum rechten Können ausgebildet worden ist; und eben durch die hier dargebotene Geschichte will es zur Erkenntniss gebracht werden, wie weit dies und warum es nicht im befriedigenden Masse geschehen ist.

Das Werk wird zwei Bände umfassen; der erschienene erste, welcher die Geschichte der Missionsbeziehungen der evangelischen Christenheit zu den Juden unter der Herrschaft der christlichen Lebensanschauung darstellt, kann als ein in sich abgeschlossenes Zeugniss unserer Vergangenheit von Wichtigkeit für die Gegenwart werden. Ueberall, wo Juden unter den evangelischen Völkern wohnten oder wo die letzteren mit jenen in Verbindung traten, wird dem Verhältnisse beider Theile zu einander und den Folgen, die eben dieses für sie hatte, nachgegangen, so dass man hieraus reiche Lehren für die Gegenwart erhält.

Mit der so gewonnenen Erkenntniss soll dann aber der zweite Band, dessen Erscheinen im nächsten Jahr zu erwarten steht, die Geschichte der Missionsbeziehungen der evangelischen Christenheit zu den Juden unter dem Zwiespalt der christlichen Lebensanschauung darstellen. Dass die mahnenden, warnenden und ermunternden Lehren der Vergangenheit nicht unbenutzt und die neuen Erfahrungen der Gegenwart recht verworthen werden, dazu möchte der Verfasser durch sein Zeugniss anspornen helfen.

Porta linguarum orientalium

sive elemente linguarum

hebraicae, chaldaicae, samaritanae, arabicae, syriacae,
armeniacaе, aethiopicae, persicae.

Studiis academicis accommodata

ediderunt

J. H. Petermann, E. Nestle, H. L. Strack, S. Landauer,

e. a.

Das unter diesem Titel von *J. H. Petermann*, einem der gelehrtesten Kenner der orientalischen Litteratur, vor einer Reihe von Jahren begonnene Werk hat in erster Linie den Zweck, die Einführung in das Studium dieser Sprachen zu erleichtern, und eignet sich daher sowohl zum *Selbst-*

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

studium als auch zum Leitfaden für akademische Vorlesungen. Ein besonderer, von Fachgenossen anerkannter Vorzug dieser

Elementargrammatiken der orientalischen Sprachen

besteht darin, dass dieselben in möglichst knapper Form dem Anfänger alles dasjenige bieten, was derselbe zur Kenntniss der einzelnen Sprachen bedarf.

Ueber die Einrichtung der hebräischen Grammatik siehe unten.

Die Verlagshandlung, welcher es gelungen ist, für die Bearbeitung der noch ausstehenden Theile des Unternehmens, das durch den Tod Petermanns ins Stocken gerathen war, namhafte Kräfte zu gewinnen, beabsichtigt das noch Fehlende in möglichster Bälde erscheinen zu lassen, wodurch der ursprüngliche Plan des Herausgebers seiner Verwirklichung entgegen zu gehen verspricht.

Bis jetzt sind erschienen:

Tom. I. Grammatica hebraica (ed. III.) von Dr. H. L. Strack (siehe bes. Anzeige)	M. 2.70
” II. Grammatica chaldaica (ed. II.) von J. H. Petermann . . .	” 4.—
” III. Grammatica samaritana von dems.	” 4.—
” IV. Grammatica arabica (ed. II) von dems.	” 4.50
” V. Grammatica syriaca von Dr. E. Nestle	” 5.40
” VI. Grammatica armeniaca (ed. II) von J. H. Petermann . . .	” 4.—

Als selbständige Ergänzung dazu:

Lehrbuch der neuhebräischen Sprache und Literatur von
Professor Dr. H. L. Strack und Dr. C. Siegfried M.—
[Siehe besondere Anzeige.]

In Vorbereitung ist:

Tom VII. Grammatica persica von Dr. L. Landauer.

Das verdienstvolle Unternehmen sei allen Freunden der orientalischen Sprachen und Litteratur aufs angelegentlichste empfohlen.

Hebräische Grammatik

mit Übungsstücken, Litteratur und Vokabular

zum Selbststudium für den Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung Derer, die das Hebräische erst auf der Universität erlernen.

Von

Lic. Dr. Herm. L. Strack

ausserordentlicher Professor der Theologie zu Berlin.

8°. M. 2.70.

Diese aus langjährigen, in eigenem Unterrichten gewonnenen Erfahrungen hervorgegangene Grammatik der hebräischen Sprache unterscheidet sich von allen früheren u. a. in folgenden Punkten:

1. Der *Wortschatz* ist, mit Ausnahme der Leseübungen, soweit die Rücksicht darauf, dass im Zusammenhange der Darstellung nicht erhebliche Lücken bleiben durften, dies gestattete, der *Genesis* und den *Psalmen* entnommen.

Verlag von B. Reuther in Karlsruhe.

2. Alle hebräischen Wortformen in Grammatik und Übungsbuch finden sich wirklich in der Bibel. Die lediglich vorauszusetzenden Formen sind nur, wenn sie unentbehrlich waren, und auch dann nur in Transkription mit lateinischen Kursivbuchstaben, gegeben, damit der Lernende Formen, die er nicht brauchen darf, gar nicht in hebräischer Schrift vor sich sehe.

3. Die eigenthümliche Einrichtung der Verbalparadigmen, welche den Lernenden stets auf die Gründe der Unregelmässigkeiten hinweist.

4. Die zu weiteren Studien anregenden *Literaturausgaben* S. 121—127: Einleitendes, Wörterbücher, Konkordanzen, Grammatiken, über spezielle Themata, Schulbücher, Vokabularien.

5. Die methodisch geordneten *Leseübungen* S. 129—133.

6. Die Uebersetzungsaufgaben, S. 133—150, welche streng nach dem Gange der Grammatik geordnet sind, bestehen fast nur aus einzelnen Formen. Dadurch ist ein *schnelles und doch zugleich sicheres Bewältigen der Formenlehre* ermöglicht, was namentlich Denen erwünscht sein wird, welche möglichst schnell zur Lektüre der heiligen Schrift übergehen sollen oder wollen.

Das *Vokabular* umfasst alle in Grammatik und Übungsstücken vorkommenden Wörter. Auf die bezüglichen Paragraphen der Grammatik ist stets verwiesen.

Obwohl erst vor wenigen Monaten erschienen, hat diese neue hebräische Grammatik doch schon weite Verbreitung, namentlich in Universitätsstädten gefunden.

Lehrbuch der Neuhebräischen Sprache und Litteratur

von

Prof. Dr. H. L. Strack in Berlin und Prof. Dr. C. Siegfried in Jena.

8°. M. 3.—

I. Lehrbuch der neuhebräischen Sprache von C. Siegfried.

II. Bibliographischer Abriss der neuhebräischen Litteratur von H. L. Strack.

Gründliches Studium der nachbiblischen jüdischen Litteratur, dessen Nützlichkeit an dieser Stelle nicht bewiesen zu werden braucht, ist nur möglich, wenn man die Abweichungen der neuhebräischen Sprache von dem nachbiblischen Hebräisch wenigstens in den Hauptpunkten kennt und dadurch vor dem oft irreführenden Errathen des Sinnes einer Form oder Konstruktion im wesentlichen geschützt ist. Eine den Anforderungen der Gegenwart genügende gedruckte Unterweisung existirt nicht. Dergleichen fehlt es an einem bibliographisch genauen Grundriss dieser Litteratur, zumal einem solchen, welcher die für Christen wichtigsten Erzeugnisse übersichtlich zusammenstellt.

Diesem Mangel soll das vorliegende *Lehrbuch* abhelfen, dem später eine Chrestomathie, sowie Glossar und ein Verzeichniss der wichtigsten Abbreviaturen beigegeben werden soll. Die Ausarbeitung des grammatischen Theiles, für welchen die allgemeine Anlage und nicht wenige Einzelheiten in gemeinsamer Erwägung festgestellt worden sind, ist von

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

C. Siegfried, dagegen konnten die schon vor Jahren begonnenen umfangreichen Sammlungen dieses Gelehrten namentlich zur Lautlehre mit Rücksicht auf den Leserkreis, welchem unsere Arbeit zunächst dienen soll, nur theilweise ausgebeutet werden.

Die von *H. Strack* bearbeiteten Mittheilungen über die jüdische Litteratur und deren Geschichte haben zunächst den Zweck, demjenigen, welcher sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen beginnt, einen bequemen Ueberblick über die wichtigsten bezüglichen Schriften zu geben. Ausserdem dürften sie geeignet sein bei Vorlesungen als eine Diktiren und Nachschreiben auf das wünschenswerthe Mass einschränkende Grundlage zu dienen. Bei der Auswahl der aufzuführenden Bücher waren Wichtigkeit des Inhalts und Möglichkeit der Benutzung zu berücksichtigen. Weitere Angaben wird der, welcher ein specielles Thema oder einen einzelnen Autor näher kennen lernen will, in den zu diesem Behuf zahlreich genannten Monographiën finden. Von Aufsätzen, die in Zeitschriften stehen, sind, damit die Bibliographie nicht zu sehr anschwellt, nur wenige citirt worden. Findet die Arbeit Anklang, so soll bei einer zweiten Auflage dieser litterarische Theil zu einem besonderen Bändchen erweitert werden.

Möge das Lehrbuch der neuhebräischen Sprache und Litteratur dazu beitragen, dass das in vieler Hinsicht so wichtige Studium der jüdischen Litteratur, welches in der Zeit der Buxtorfe eifrig gepflegt worden ist und reiche Früchte getragen hat, zu neuem, kräftigem Leben erblühen!

Die Sprüche der Väter.

Ein ethischer Mischnatraktat

mit kurzer Einleitung, Anmerkungen und einem Wortregister

von

Hermann L. Strack.

Gross 8°. M. 1.20.

Aehnlich eingerichtete Ausgaben anderer Mischnatraktate zunächst: **Aboda zara** (Götzendienst), **Joma** (Versöhnungstag) **Sabbath** (Sabbath) sind in Vorbereitung.

Die Lehre des Aristoteles

von der

Tragischen Katharsis und Hamartia

erklärt von

P. Manns

Oberlehrer am Kgl. Gymnasium in Emmerich a. Rh.

M. 1.80.

Die Definition, welche Aristoteles von dem Wesen der Tragödie im sechsten Buche der Poetik gibt, hat seit Lessing verschiedene Auslegungen erfahren. Einer gänzlich neuen Auffassung der Aristotelischen Katharsislehre begegnen wir in der obigen Schrift, welche, obgleich mehr

Verlag von **H. Reuther** in Karlsruhe.

für den Philologen von Fach berechnet, doch auch dem Laien, der seine griechischen Reminiscenzen aus der Gymnasialzeit zu Hilfe nimmt, eine interessante und anregende Lektüre bietet. Der Verfasser fixirt zunächst in treffender Weise auf etymologischem Wege die Bedeutung der Pathematha im Gegensatz zu den Pathē, sodann der Katharsis und Hamartia, und widerlegt in scharfsinniger Weise die gangbaren Theorien über die Katharsis von Furcht und Mitleid, die er, gestützt auf Aristoteles selbst, verwirft und die Katharsis als den Ausgleich zur richtigen ethischen Mitte ansieht. Der zweite Theil der Schrift behandelt die tragische Hamartia, welche der Verfasser als eine moralische Verschuldung in treffender Weise commentirt. Die Schrift zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit der Auffassung, durch scharfsinnige und stets wohlbegründete Deduction aus und dürfte in der That durch die Neuheit der darin niedergelegten Ansichten das besondere Interesse nicht nur der Philologen beanspruchen.

Briefe von J. P. Hebel.



J. P. Hebel.

müthigem Geplätzer der Born seines unvergleichlichen Humors, vielleicht reiner als in irgend einer anderen seiner Schöpfungen; denn kein lehrhaftes Bestreben wirkt hier störend ein. In unserer humorarmen Zeit sind diese Briefe eine wahre Bereicherung unseres Leseschatzes."

— — „Gewinnend zeigen sich uns die einzelnen Züge seines schlichten, anspruchstosen Wesens. In den letzten Jahren seines Lebens schreibt er einmal: „Ich baue sicherer auf die Vorsehung für meine Freunde als für mich,

Herausgegeben von

Dr. Otto Behaghel

Professor an der Universität Basel.

Briefe an K. Ch. Smelin, an die
Straßburger Freunde, an Justinus
Kerner.

Mit einem Bildniß Hebels in Lichtdruck.

M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

„Fast alle in obiger Sammlung enthaltenen Briefe waren bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Der Band enthält Briefe an den bekannten Botaniker Smelin, an Justinus Kerner an die Straßburger Freunde, vor allem die Familie Hauße, mit welcher Hebel in den herzlichsten Beziehungen gestanden ist. Der Herausgeber hat Recht, wenn er sagt: es ist ein köstliches Idyll voll Frieden und heiterer Ruhe, das Hebel mit den Straßburger Freunden gelebt hat. Allenthalben sprudelt in über-

Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

vielleicht weil mir ihr Schicksal näher anliegt als das meinige. Ein Vogel auf dem Zweig, wie ich, wäre übel daran, wenn er den lieben Gott für Niemand brauchte als für sich.“ Auch sonst fühlt er sich nicht ohne Behagen dem Vögelein verwandt, das sich jeden Abend auf einen anderen Ast setzt, sei es in Hinblick auf seine Armut, weil er „nichts Niet- und Nagelfestes“ auf der Erde habe, sei es, daß ein Wohnungsumzug ihn wehmützig daran erinnerte, daß wir hier alle nur Quartierträger des großen Hausvaters sind und keine bleibende Stätte hier haben. Und so will er auch, wenn er sich einmal auf eine Vergnügungsreise begibt, von keinem „bleibenden Quartier“ wissen. „Es ist gar herrlich“, schreibt er 1824 an die Straßburger Freunde, „so etwas Bagabundisches in das Leben zu mischen. Es ist wie der Fluß in dem Thal. Man fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört und daß man ein freier Mensch ist, wenn man, wie der Spaß, alle Abend auf einen andern Ast sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet und gebe gern denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keine andere Philosophie.“ Gern ließ sich Hebel durch zufällige äußere Umstände, wie hier durch einen Wohnungswechsel, eine Reise, an den tieferen inneren Sinn des Lebens mahnen. So auch, als er dicht vor dem Beginn seines Sterbejahres sich anschickte, alte Briesschulden zu bezahlen, bemerkte er, es habe doch immer etwas Unangenehmes und Störendes und sei daher nicht gut, sich die Zeitabschnitte so scharf als möglich zu markiren. Man mache dadurch aus dem Leben, „das so leise und stet aus einer Minute in die andere hinüberrieselt“, etwas Unganzes und baue gleichsam künstliche Katarakte hinein.

Sparjam sind solche Sentenzen in Hebels Briefen angebracht. Sie drängen sich dem Leser keineswegs überlästig auf; um so erfreulicher berühren sie uns an den wenigen Stellen, wo sich die Ueberzeugung des Dichters gewissermaßen in ihnen Luft macht. So, wenn er einen Straßburger Freund, offenbar auf dessen Anfrage, ermuntert, er möge seine Kinder zuerst die angeborne Muttersprache lehren, am liebsten „im häuslichen, heimischen Dialekt“; mit der fremden habe es noch lange Zeit. „Mit dem Sprechen empfangen wir in der zarten Kindheit die erste Anregung und Richtung der menschlichen Gefühle in uns und das erste verständige Anschauen der Dinge außer uns, was den Charakter des Menschen auf immer bestimmen hilft; und es ist nicht gleichgiltig, in welcher Sprache es geschieht. Der Charakter jedes Volkes, wie gebiegen und kernig oder wie abgeschliffen er sein mag, und sein Geist, wie ruhig oder wie windig er sei, drückt sich lebendig in seiner Sprache aus, die sich nach ihm gebildet hat, und theilt sich auch unfehlbar in ihr mit. Wollen Sie Ihre Söhne zu Franzosen machen, so ist nichts daran auszusetzen, daß Sie sie im ersten Jahr des Lebens schon durch die Sprache der Franzosen dazu einweihen. Sollen sie aber an Herz und Sinn wie Vater und Mutter werden, so ist das Französische nichts nutz dazu.“

Der menschliche Charakter Hebels tritt am deutlichsten und schönsten in den Briefen an die Straßburger Freunde zu Tage. Die Schreiben an Gmelin zeigen den Dichter in seinen naturwissenschaftlichen Studien; in den Briefen an Justinus Kerner spricht sich Hebel einsichtsvoll über die Aufgabe eines Volksschriftstellers aus: ein solcher müsse, während er „quasi aliud agendo“ seine Leser belehrt, sie so viel als möglich zwischen ihren bekannten und ansprechenden Gegenständen herumführen, sie öfters an Bekanntes erinnern und vor allem sich selbst seinen Lesern immer gleichstellen.

Wenn uns der treffliche Gehalt und der behagliche Plauderton der Hebel'schen Briefe erfreut, so sind wir zugleich dem Herausgeber für die Sorgfalt

seiner Arbeit, die allen Ansprüchen der Kritik gerecht wird, zu Dank verpflichtet. Namentlich die Ordnung und Datirung der oft nur ungenau bezeichneten Blätter machte viel Schwierigkeit. Der philologische Scharfsinn Behaghels hatte hier mehrfach Gelegenheit sich zu bethätigen.

Zur Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert.
Beilage zur Allgem. Zeitung, 22. Februar 1884.

Die christliche Ehe und ihre modernen Gegner. Von
Pfarrer Wilhelm Glock. Von der Haager Gesellschaft zur Ver-
breitung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. 8 Bog. 8°.
M. 1.80.

**Die drei ursprünglichen, noch ungeschriebenen Evan-
gelien.** Zur synoptischen Frage von Dr. E. Holsten, ord.
Professor an der Universität Heidelberg. 8°. *M.* 1.60.

Die geschichtliche Nothwendigkeit des Christenthums.
Vortrag von F. W. Laurier, Pfarrer in Frankenthal. 8°. *M.* 1.20.

**Die Stellung des christlichen Glaubens zur heiligen
Schrift.** Zwei apologetische Vorträge von Dr. Hermann Schulz,
Professor an der Universität Göttingen. Zweite erweiterte und mit
Anmerkungen versehene Auflage. 8°. *M.* 1.50.

Zur Auslegung der Stelle Philipper II, 5—11. Zugleich
ein Beitrag zur paulinischen Christologie von Dr. Wilh.
Weiffenbach, Professor am Prediger-Seminar in Giessen. 8°.
M. 1.80.

Zur Schulfrage. Von H. Rappes. 74 Seiten 8°. *M.* 1.20.

„Aus allem sprechen die reichen Erfahrungen des in der pädagogischen
Welt bekannten Verfassers, spricht ein wohlthuender konservativer Charakter,
so daß der Leser nur mit Freuden bei den Ausführungen des Verfassers ver-
weilen und aus denselben manche Anregung empfangen wird.“

Central-Organ für die Interessen des Realshulwesens 1883, Heft VII/VIII.

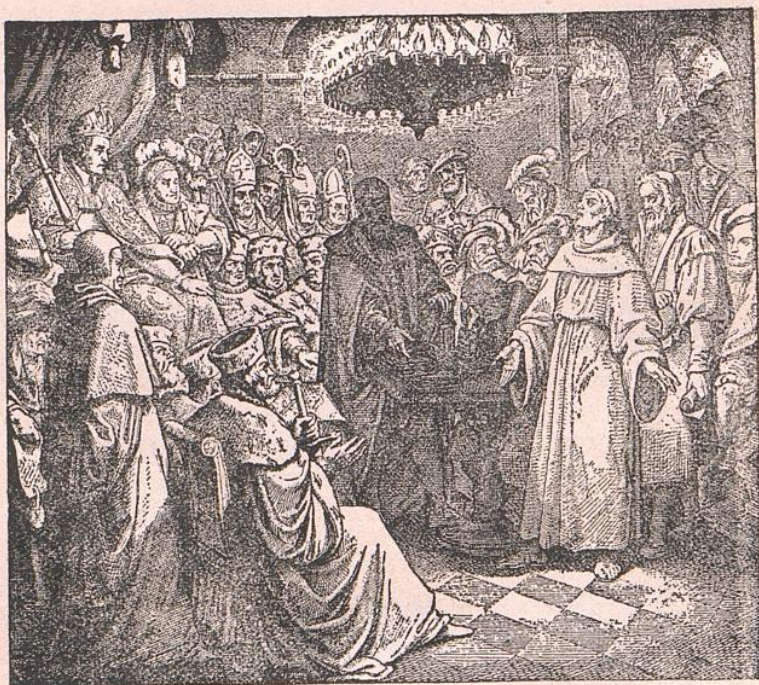
Verlag von H. Reuther in Karlsruhe.

Luthers Leben dem deutschen Volk erzählt. Jubiläumsschrift zur 400jährigen Gedenkfeier des Geburtstages des großen Reformators von **Gustav Körber**. Mit 4 Illustrationen von **Gustav König**. 10 Bogen 8^o. cart. 80 S

12 Exemplare M 9.—, 25 Exemplare M 17.50.
50 " " 32.50, 100 " " 60.—.

Wegen seiner Kürze, seiner volkstümlichen Sprache und dem ächt religiösen Geist, der durch dasselbe weht, ist dieses Schreiben besonders zur Verbreitung unter dem Volk zu empfehlen. Luther mit seinem deutschen Gemüth, kerngesund, tiefsinnig und tiefinnig, gottfreudig, ein Denker, Prophet und Dichter, tritt uns in diesem Büchlein lebendig vor die Seele. Die Verdienste, welche er sich um die Erneuerung der Kirche aus der Tiefe des Evangeliums, um die Bibelübersetzung, um die deutsche Sprache und um die Volksschule erworben hat, werden in kurzen Zügen treffend hervorgehoben.

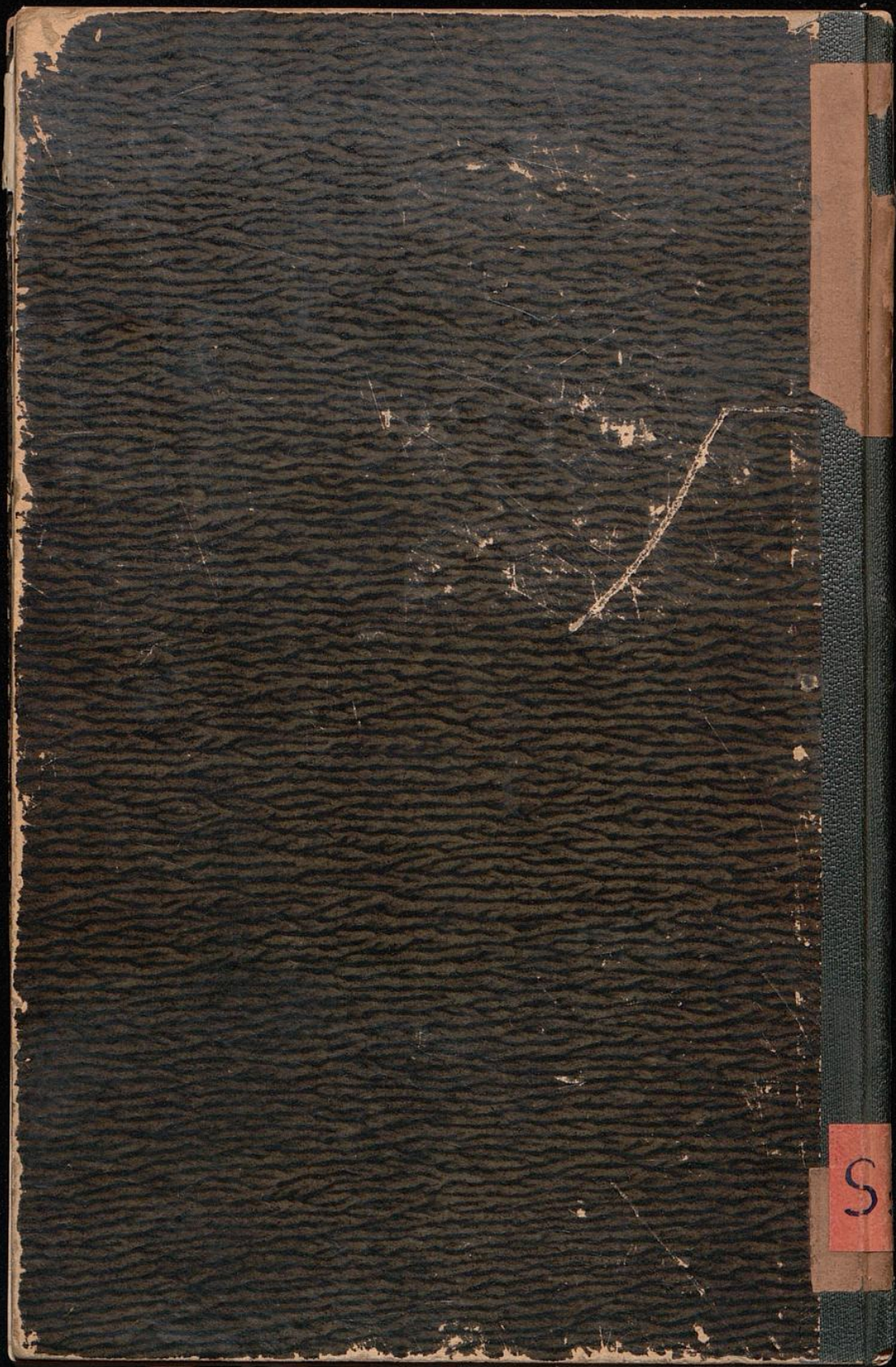
Zur Anschaffung für Ortschul- und Volksbibliotheken, sowie zu Schulprämien empfohlen.



Aus: **Gustav Körber**, **Luthers Leben dem deutschen Volk erzählt**.
Zinkograph. Verkleinerung des Stichs aus: **Gustav König**, **Lutherbuch**, f. 6. 11.

Verlag von **H. Reuther** in **Karlsruhe**.

S:1



S